This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

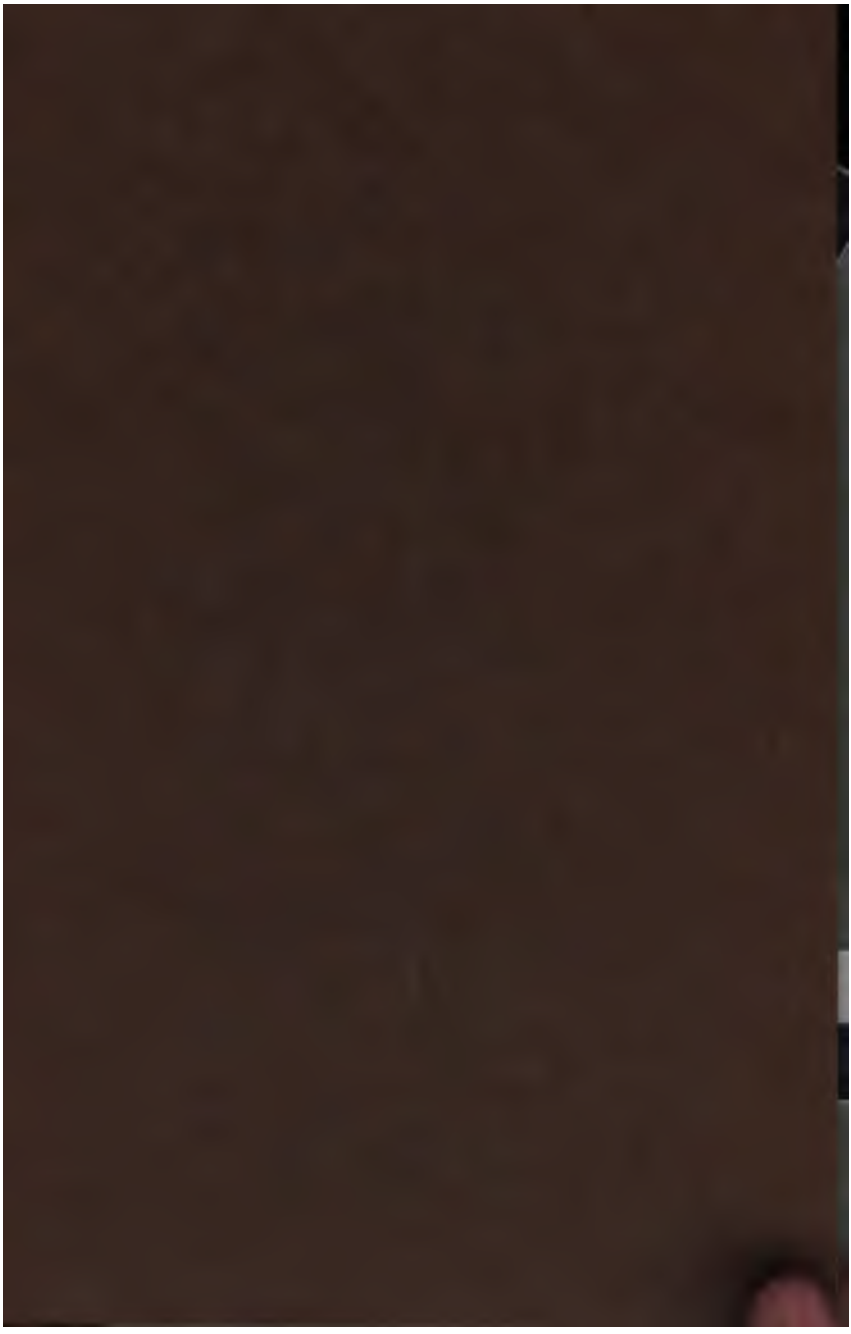
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Oestreich.

Städte, Länder, Personen und Zustände.

Verf.: Schuselka, Fr.
H.-B. III, 7549

Bei Hoffmann und Campe ist erschienen:

Börne, L., gesammelte Schriften. 8 Thle. 8. 2 Rthlr. — Sgr.
Depping, G. B., die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer festen Niederlassung in Frankreich. Nach dem Franz von J. Jsmar. 2 Thle. gr. 8. 3 " — "
Gutzkow, K., Briefe eines Narren an eine Närrin 1 " 16 "
— — Novellen. 2 Bde. 8. ..... 3 " — "
— — Oeffentliche Charaktere. 8. ..... 1 " 16 "
— — zur Philosophie der Geschichte. 8. .... 1 " 16 "
— — Götter, Helden, Don Quixotte. 8. ... 2 " — "
— — Seraphine. Ein Roman ..... 2 " — "
— — die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verständniß des Görres'schen Athanasius. 8. — " 12 "
— — König Saul, ein Trauerspiel ..... 1 " — "
— — Leben L. Börne's. 8. ..... 1 " 12 "
Hebbel, Fr., Judith ..... 1 " — "
Heine, H., Reisebilder. 4 Thle. 8. ..... 7 " — "
— — Buch der Lieder. 8. 4e Aufl. ..... 1 " 12 "
— — der Salon. 4 Thle. 8. ..... 6 " 16 "
— — französische Zustände. 8. ..... 2 " — "
— — die romantische Schule. 8. ..... 2 " — "
— — Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. v. Moltke ..... — " 20 "
Hoffmann v. Fallersleben, unpolitische Lieder. 2 Thle. 2 " — "
Horn, Uffo, Nicolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen. 8. ..... — " 6 "
Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. I. 1 " — "
Lüders, W., Mecklenburgs eingeborner Adel und seine Vorrechte. — Historische Andeutungen zur Aufhellung streitiger Punkte zwischen adlichen und nicht adlichen Gutsbesitzern. 2 Hefte ... 1 " — "
Maltitz, G. A., Freiherr von, Pfefferkörner im Geschmacke der Zeit, ernster und satyrischer Gattung. 4 Hefte. 12. à Heft 16 Sgr. ..... 4 " 16 "
— — der alte Student, dramatische Kleinigkeit in 4 Acten. ..... — " 12 "
Reise durch Oestreich nach Constantinopel und Triest, von B. v. M. ..... 1 " — "
Wienbarg, L., Holland in d. J. 1831 u. 32. 2 Thle. 2 " 16 "
— — Aesthetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet ..... 1 " 16 "

Schuselka, Franz

Oestreich.

STANFORD LIBRARIES

Städte, Länder, Personen

und

Zustände.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1842.

SK

DB17
S37

Druck von H. G. Voigt in Wandsbeck.

Seinen Freunden

in

Oeſtreich

widmet dies Buch

der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

I. Städte.

Charakteriſtik von Wien 1

II. Länder.

Niederöſtreich und die Steyermark..... 47

Illyrien..... 91

III. Zuſtände.

Das Schulweſen in Oeſtreich..... 133

Flüchtigſte Vorgeſchichte der öſtreichiſchen Literatur..... 185

IV. Perſonen.

Politiſche.

Erzherzog Ludwig..... 196

Erzherzog Karl 197

Fürſt Metternich 200

Seite

Literarische.

Adolph Bäuerle 213
Bolzano 217
Ferdinand Baron von Geramb 219
Joseph von Hammer-Purgstall..... 220

Künstlerische.

Ammerling 227
Führich 234

Characteristik von Wien.

I.

Am Donaustrom verbreitet
Liegt Wien, die Kaiserstadt,
Die Rom dereinst gegründet,
Und auch erhalten hat!

Rom's Feste war es früher,
Wider das deutsche Reich;
Nun ist es eine Feste
Für Kaiser und Pabst zugleich!

(Binder.)

Wer zum erstenmale über die hölzerne Taborbrücke in die Stadt fährt, wird von einer eigenthümlichen Neugierde erfaßt. Der Stefansthurm hebt sich hoch und spitz aus einem Heere von Häusern wie eine ehrwürdige Standarte. Ueber der Stadt hängt ewig ein grauer, wogender Nebel und ein fernes Summen und Rasseln verliert sich in dem lauten Wellenschlag der Donau, die breit und rauschend dahinschießt. Neben der Taborbrücke, die aus dicken Stämmen gezimmert, mit Eichen und

Steinen gegen die Eisstöße verschanzt, auf mehr als dreißig Pfeilern liegt, streckt sich schlank und feingeformt die Brücke der Eisenbahn. Sie nimmt sich aus wie eine zierliche Frau an der Seite des robusten Mannes, der den Stürmen die breite Brust entgegensetzt, daß sich ihr Anlauf daran breche. Ueber die Taborbrücke rollt der schwere Frachtwagen von sechs keuchenden Gäulen geschlept, während das wilde feuerschnaubende Lokomotiv über die Seitenbrücke fliegt, leicht und geräuschvoll wie der Sinn eines Weibes. Von dieser Seite her bleibt Wien dem Fremden am längsten verborgen. Da ist erst ein langer öder Platz, dann ein paar Straßen aus niedrigen schlechten Häusern bestehend, endlich Gartenmauern und Alleen, ehe man an die Schwelle der Herrlichkeit gelangt..

Kommt man zuerst an einem schönen Sommertage nach Wien, so erhält man sogleich einen deutlichen Begriff von dem Wesen und Treiben daselbst — von der summenden Beweglichkeit, dem farbigen Glanz. In der breiten stolzen Jägerzeile wogen die Menschen auf und nieder und der bunte Strom mündet in den grünen Prater, dessen alte Bäume wehen und rauschen, im Odem der frischen, freien Natur. Der Prater ist mehr als die Gärten der Tuilerien und des Luxemburg, mehr als die

Parks zu London, — die sind eingegränzt und eingeschlossen, durch und durch kultivirt, das grüne Feld ist von staubigen Wegen zerrissen und die Natur gleichsam zum Frohndienst einer dumpfen Stadt gezwungen! — Wie anders ist es hier! Wenn man den schallenden Lärm des Wurstelpraters hinter sich hat, und aus der „eleganten" Allee in einen Seitengang entwischt ist, da wird Alles umher still und feierlich, — die Vögel singen, die Damhirsche grasen auf den Wiesen, die Donau rauscht und die Seele geht auf in Waldesgrün und Freude! Es stört den Eindruck, den die Jägerzeile macht, die aus lauter schönen, hohen Häusern besteht, wenn man rechts in die schmutzige Leopoldstadt hinabschaut, dem Hauptquartier der Fuhrleute und Gemüseweiber. Hier sieht Alles Anders aus, wie in den übrigen Vorstädten — keine großstädtische Eleganz, Wirthshäuser und Kneipen, man sieht hier meist nur die blauen Blousen der deutschen Fuhrleute, die schmierigen Nankingröcke der polnischen Juden, den Turban des Türken, den zottigen Schafpelz des Ungars oder „Krawaten," wie er schlechtweg im Lerchenfelder Dialekt heißt. Eine Kirche steht zwar mitteninne, die ein Gegenstand der Pietät für musikalische Wanderer ist, weil Haydn dort Organist war, der alte Haydn, der

nebſt vielen unſterblichen Werken auch die Melodie zum offiziellen Volksliede „Gott erhalte Franz den Kaiſer“ geſchaffen hat. Alle großſtädtiſchen Erſcheinungen, Hotels, Kaffehäuſer u. ſ. w. liegen alle an der Jägerzeile, der Stadt gegenüber, als wollten ſie ganz ignoriren, was hinter ihnen liegt. Die Leopoldſtadt iſt nur durch einen dünnen Arm der Donau von der eigentlichen Stadt getrennt, und die nächſte aller Vorſtädte — ja ſie führt im gewöhnlichen Geſpräch nicht einmal den Namen einer ſolchen. Ueber den Donauarm führen zwei Brücken, welche ebenfalls ſehr ungleich konſtruirt ſind, — die Ferdinandusbrücke mit hölzernen Bretterwänden, plump beſchlagen, ſo recht fuhrmannsmäßig, während die Kettenbrücke, hundert Schritte weiter, gräziös und luftig, zwiſchen ſchlanken Thürmen hängt. Durch ein enges, dunkles Thor kommt man in die eigentliche Stadt, die mit Mauern und Gräben umgeben, ſich noch jetzt das Anſehn einer Feſtung giebt. Es ſcheint faſt, als wollte man eine Art Citadelle erhalten, welche die Vorſtädte im Zaume halten könnte, denn daß dieſe Wälle nutzlos gegen Feinde von außen ſind, haben die Franzoſenkriege ſattſam dokumentirt. Es wäre auch jammerſchade, die ſchönen Gebäude in der Stadt einem verderblichen Bombardement auszuſetzen — die ſeidenen

Gardinen in der Herrenstraße wären eine schlechte Schutzwehr gegen springende Granaten. Man hat die Wiener so oft lächerlich gemacht, daß sie erst mit so viel Pomp und Geschrei die Stadt vertheidigen wollten und dieselbe doch zuletzt ohne Gegenwehr übergaben. Sie sind dabei sehr zu entschuldigen. Jene pomphafte Proklamation rührte von einem General her, welcher die Bürgerschaft bei der Abfassung derselben gewiß nicht zu Rathe zog. Man kann diese daher auch für die unvollkommene Erfüllung fremder, ohne ihren Willen geleisteter Versprechungen nicht verantwortlich machen. Die Unhaltbarkeit der eigentlichen Stadt ist selbst dem Laien evident, — wenn erst die Vorstädte in den Händen des Feindes sind und ihm Schutz und Deckung gewähren. Als man den ungeheuern Preis, den Grund und Boden in der eigentlichen Stadt haben, dadurch ermäßigen wollte, daß man einen Theil des Glacis, das die Stadt wie ein grüner Ring umschließt, bestimmte, mit Gebäuden besetzt zu werden, schob man die Fortifikation der Stadt als Grund zum Gegentheil vor. Wozu übrigens dies Mißtrauen der Regierung, daß sie auf der Befestigung besteht? Im Falle eines Volksaufstandes würde die Stadt eben nicht länger widerstehen können, wenn, was leicht erreichbar ist, dem

Volke Geschütz in die Hände fiele. So dehnt man die Stadt gewaltsam aus, erschwert die Comunikation und behält die kostspieligen Wälle bei, die zu nichts weiter gut sind, als daß sich Mysantropen, schwangere Dienstmägde und Schuldenmacher von dort herabstürzen, und die kostspieligen Glacis, die ebenfalls zu nichts weiter gut sind, als daß im Frühling und bei schönem Wetter sich Hunde und Gassenjungen dort herumtreiben. Die Promenaden, welche rings um die Stadt laufen und sehr angenehm sind, brauchten deshalb nicht abgeschafft zu werden — es handelt sich nur um den unnöthigen Raum, den im Sommer unter Staub und Hitze, im Winter unter Koth und Schneegestöber zu durchwandeln, unter die Bußen gehört.

Ist man einmal in der Stadt, so geht es bergauf, bergab, enge Straßen, hohe Häuser, und ein betäubendes Geschrei und Geraſſel, von dem man sich kaum erholt, wenn man schon auf dem Stefansplatze steht, dem Mittel der Stadt, wo die graue Domkirche steht, mit einem halben und einem ganzen Thurme, der jetzt aber auch invalide geworden ist.

Der Stefansthurm, der Stolz der Wiener, ließ seit mehr als hundert Jahren den Kopf hängen und die Gelehrten wußten nicht, warum. Es ging

dem armen Thurm wie einem Patienten, welcher in die Hände der Aerzte geräth — es war ein langer Streit über die Ursache und den Sitz des Uebels und während dem hing er den Kopf immer bedenklicher und schien einer Ohnmacht nahe. Die jungen Theologen, auf deren altes morsches Seminarium er höchst wahrscheinlich zuerst gefallen wäre, waren in großer Angst — und da entschied man sich rasch für eine Trepanation. Dem alten Riesen wurde das Haupt mit einem Bretterumschlag verbunden und man wollte ihm ein neues aufsetzen, aber nicht so hoch; es ging mit dem Stefansthurm wie den Franzosen mit den Bourbons! Dies Kopfhängen des alten Riesen soll von einem Erdbeben herrühren, nach anderer Meinung von einer türkischen Kugel; diese letztere ist unter dem Volke die verbreitetste, nicht nur weil sie eine ganz unwahre, sondern auch eine ganz unwahrscheinliche ist.

Der Dom wird von eilfertigen Wienern als Durchhaus benutzt, um die Ecke des Stefansplatzes zu vermeiden, wo stets ein abscheulicher, den Hüten sehr gefährlicher Wind bläst. Die dunkeln Hallen der Domkirche dienen auch vorzugsweise zu Rendezvous, namentlich im Winter, wenn es dunkel ist und die Lampen ungewisse dämmernde Streiflichter in das Schiff der Kirche werfen.

Volke Geschütz in die Hände fiele. So dehnt man die Stadt gewaltsam aus, erschwert die Communikation und behält die kostspieligen Wälle bei, die zu nichts weiter gut sind, als daß sich Mysantropen, schwangere Dienstmägde und Schuldenmacher von dort herabstürzen, und die kostspieligen Glacis, die ebenfalls zu nichts weiter gut sind, als daß im Frühling und bei schönem Wetter sich Hunde und Gassenjungen dort herumtreiben. Die Promenaden, welche rings um die Stadt laufen und sehr angenehm sind, brauchten deshalb nicht abgeschafft zu werden — es handelt sich nur um den unnöthigen Raum, den im Sommer unter Staub und Hitze, im Winter unter Koth und Schneegestöber zu durchwandeln, unter die Bußen gehört.

Ist man einmal in der Stadt, so geht es bergauf, bergab, enge Straßen, hohe Häuser, und ein betäubendes Geschrei und Gerassel, von dem man sich kaum erholt, wenn man schon auf dem Stefansplatze steht, dem Mittel der Stadt, wo die graue Domkirche steht, mit einem halben und einem ganzen Thurme, der jetzt aber auch invalide geworden ist.

Der Stefansthurm, der Stolz der Wiener, ließ seit mehr als hundert Jahren den Kopf hängen und die Gelehrten wußten nicht, warum. Es ging

dem armen Thurm wie einem Patienten, welcher in die Hände der Aerzte geräth — es war ein langer Streit über die Ursache und den Sitz des Uebels und während dem hing er den Kopf immer bedenklicher und schien einer Ohnmacht nahe. Die jungen Theologen, auf deren altes morsches Seminarium er höchst wahrscheinlich zuerst gefallen wäre, waren in großer Angst — und da entschied man sich rasch für eine Trepanation. Dem alten Riesen wurde das Haupt mit einem Bretterumschlag verbunden und man wollte ihm ein neues aufsetzen, aber nicht so hoch; es ging mit dem Stefansthurm wie den Franzosen mit den Bourbons! Dies Kopfhängen des alten Riesen soll von einem Erdbeben herrühren, nach anderer Meinung von einer türkischen Kugel; diese letztere ist unter dem Volke die verbreitetste, nicht nur weil sie eine ganz unwahre, sondern auch eine ganz unwahrscheinliche ist.

Der Dom wird von eilfertigen Wienern als Durchhaus benutzt, um die Ecke des Stefansplatzes zu vermeiden, wo stets ein abscheulicher, den Hüten sehr gefährlicher Wind bläst. Die dunkeln Hallen der Domkirche dienen auch vorzugsweise zu Rendezvous, namentlich im Winter, wenn es dunkel ist und die Lampen ungewisse dämmernde Streiflichter in das Schiff der Kirche werfen.

Die inneren Verzierungen der Kirche ſind nicht überladen — ſie ſieht eher etwas kahl aus. An Bildwerken enthält ſie verhältnißmäßig wenig.

Die Eidechſen, welche mit geringelten und graden Schwänzen, in Erz gegoſſen, die Treppe zur Kanzel hinauf und hinablaufen, habe ich mir nie zu erklären gewußt. Ich hätte oft das bronzene Bruſtbild des Künſtlers, das unter der Kanzel hervorſieht, fragen mögen, ob er einen geiſtlichen Orden damit andeuten wollte oder ob das Domkapitel gradezu darunter gemeint ſey. Der Meiſter ſieht mit glatter Stirn und Stutzbarett ſo ſarkaſtiſch lächelnd aus ſeiner Niſche, als freute er ſich dieſer Perſiflage. Von Grabmälern iſt nicht viel zu ſehen, die Ritter und Aebte die vor dem Eingang in Stein gehauen ſind, haben bereits großen Schaden gelitten — ebenſo die Glasmalerei auf den Fenſtern der Todtenkapelle, welche meines Wiſſens noch nirgend gebührend gewürdigt wurde.

Neben dem ungeheuern Dome ſteht der unanſehnliche Baumſtamm, „der Stock im Eiſen“ genannt, über und über mit Nägeln beſchlagen, der nicht minder alt und Lieblingsgegenſtand der Volksſage iſt. Hier ſtand vor Zeiten ein Baum, in den jeder nach Wien wandernde Geſell einen Nagel ſchlug zum Andenken, ſo daß der Stamm wie ge-

harnischt aussieht und nirgend mehr ein Platz übrig ist, selbst nicht für ein Schusterzwecklein. Beim Thurm wie beim Stock im Eisen hat der Teufel seine Hand im Spiele gehabt und einen geholt — den Baumeister und den armen Jungen, der das unaufsperrbare Schloß zum „Stock im Eisen" gemacht hat. Beide hatten, außer dem Malheur, vom Teufel geholt zu werden, noch das, als Stoffe zu schlechten Novellen und Theaterstücken verarbeitet zu seyn. Die Wiener rächten jedoch die Helden ihrer Sage und pfiffen die Stücke jämmerlich aus. Neben dem mysteriösen „Stock im Eisen" beginnt der eleganteste Theil der Stadt, der Graben und Kohlmarkt, auf welchem letzteren nicht, wie z. B. in Prag, Kraut und Rüben, sondern Juwelen und Seide verkauft werden, und wo des Sonntags Mittags die schöne Welt auf und ab promenirt, die aus der „galanten Messe" kommt, wie die Wiener sagen. Der liebe Gott hat alle Ursache, über diesen Ausdruck ungehalten zu seyn, und rächt sich sehr häufig durch schlechtes Wetter. — Was hieße man wohl in Leipzig oder Frankfurt eine „galante Messe?"

In den Kohlmarkt herein, streckt sich das Burgtheater, eine lange Nase zwischen der Reitschule und der porta aurea, welche wie eine einge-

fallene konkave — während jene wie eine geschwollene Wange aussieht. Die Burg ist ein Januskof mit zwei Nasen, welche beide gehörig lang sind. Die Physiognomie ist aber nirgend reizend, weder vom Burgthore noch vom Michaelsplatze aus. Das Burgtheater ist ein Kasten, innen zwar weiß und roth tapezirt und reich vergoldet, aber so eng, klein, winkelig und dunkel, daß man sich einer gewissen Bangigkeit kaum entschlagen kann. Das andere Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore, ebenso ausschließlich für Oper und Ballet bestimmt, wie das Burgtheater für das rezitirende Schauspiel, ist bedeutend größer, aber lange nicht so imposant, wie das ehemalige Hofoperntheater an der Wien, die deutsche Skala. Dieses mächtige, schöne Gebäude, im edelsten Stil und mit vortrefflicher Akustik erbaut, ist leider unter der Leitung seines jetzigen Direktors, des berüchtigten Carl zur gemeinen Spektakelbude herabgesunken, wo Nestroy sich seiner Gemeinheiten entledigt und Kunst gestiefelte Romantik treibt. Es war schon oft die Rede davon, daß man das Burgtheater niederreißen und ein neues, größeres erbauen wolle, bisher aber hat man es aus einer Art Aberglauben unterlassen, der indeß viel für sich hat. Kein neues Theater hat den Glanz des alten erreicht, an dessen Stelle

es trat. Die goldene Zeit der Schauspielkunst ist vorüber, und mit dem altgewohnten Schauplatze verschwinden auch die alten Illusionen und Erinnerungen. Alle die Neubaue in Dresden, Breslau u. s. w. werden eben so wenig zum Aufschwung des sinkenden Interesses beitragen, wie die zu München oder Hamburg. Es sind die alten Häuser gewissermaßen auch die Bollwerke der alten Kunst. — Außer den Anstrengungen, Mühen und Kosten, welche ein solcher Neubau veranlaßt, namentlich wenn ein neues Haus auch auf den Platz des alten erbaut werden soll, und der Entwöhnung des Publikums in diesem Falle, verdient auch noch der Umstand Berücksichtigung, daß viele Schauspieler, die an das kleine Haus gewohnt waren, in dem neuen, meist ungleich größeren, sich Organ und Lungen ruiniren, und mancher noch lange brauchbare, treffliche Veteran dadurch abgenutzt wird, daß er sein Spiel dem ungewohnten Lokal anpassen muß, was oft bei dem besten Willen nicht gelingt. Darin liegt auch der Grund, daß oft vorzügliche Schauspieler an fremden Bühnen nicht gefallen, weil sie an technischen Hindernissen scheitern. Statt dem Hause sollte man lieber das Personal des Burgtheaters verjüngen.

reichſten und beſtgeordneten iſt. Nur eines fiel mir auf, daß in dem großen ſchönen Saale,

„wo Buch an Buch ſich bis zur Decke reiht“

die Statuen von Leuten ſtehen, welche um die Literatur, wie um die Bibliographie, gewiß kein ſonderliches Verdienſt hatten. Da ſteht z. B. Herzog Alba im vollen Küraß vor einem Bücherſchrank, als hätten ihn die Jeſuiten als Schildwache dahingeſtellt, und nicht weit davon ein alter Huſaren- oder Kroatengeneral, deſſen Namen ich nicht mehr weiß, von dem es aber factiſch erwieſen iſt, daß er keinen Buchſtaben leſen oder ſchreiben konnte. Das Leſezimmer, welches dem Publico eingeräumt iſt, könnte etwas geräumiger ſein, obwohl die Studenten, in der Regel die fleißigſten und zahlreichſten Beſucher der Bibliotheken, nur ausnahmsweiſe hieher kommen, indem ihnen die eigene, ſchön eingerichtete und ziemlich reiche Univerſitätsbibliothek zur Benutzung offen ſteht. Wer übrigens eine Geduldprobe an ſich vornehmen will, der gehe in eine öſtreichiſche Bibliothek und fordere ein Buch, das aber kein lateiniſcher oder griechiſcher Klaſſiker und kein Schulbuch ſein darf, ſondern ein hiſtoriſches oder ſchönwiſſenſchaftliches. Die Scriptoren, zum größten Theil gebildete und verſtändige, ja ſogar freiſinnige Männer, berath-

ſchlagen oft in wahrer Seelenangſt, und da ſie blos unverfängliche Bücher ausgeben ſollen, ſo halten ſie ſehr häufig die unſchuldigſten Autoren für bedenklich und verweigern, um ſich nur keine Verantwortung auszuſetzen.

Wer nicht privatim Zutritt hat und ſich nehmen kann, was er braucht, hat von einer Bibliothek in Oeſtreich nur wenig Nutzen — man müßte wenigſtens den Scriptoren und Aufſehern genaue Vorſchriften geben, wenn man ſchon die freie Benutzung einſchränken will. Merkwürdiger Weiſe iſt man mit den Manuſcripten weniger ſcrupulös.

Vor dem Eingange der Bibliothek ſteht immitten des Vierecks, das die Redoutenſäle und die Bibliothek bildet, die eherne Reiterſtatue des zweiten Joſeph — die Votivſäule, mit der Kaiſer Franz ſich mit dem Schatten des Todten dafür abgefunden hat, daß er deſſen Inſtitutionen aufhob. Der Kunſtwerth der Statue iſt mir nie ſehr groß erſchienen, namentlich iſt das Pferd zu plump und ſchwerfällig und die Attitüde des Reiters, wie faſt bei allen derlei Statuen, unnatürlich. Man kann nicht ſo zu Pferde ſitzen, wenn dieſes ſich bäumt — wunderliche Caprice ſo vieler Künſtler! Um das Roß in die möglichſt günſtige Stellung zu bringen opfern ſie die des Reiters auf!

Das Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthor ist in den Händen zweier Pächter, und hat eine bestimmte Subvention, während das Burgtheater sein Defizit, es mag nun lauten wie es wolle, aus der Chatoulle des Kaisers bezahlt erhält. Die Herren Balochino und Merelli, die jetzigen Direktoren des Kärnthnerthortheaters, haben die Verpflichtung, eine deutsche und eine italiänische Operngesellschaft, nebst einem angemessenen Ballet zu unterhalten. Die italiänische Oper war bisher stets vorzüglich. — Die Wiener hörten nach einander die Prima Donna Tachinardi-Persiani — jetzt in Paris an der Stelle der Malibran — die Schoberlechner und die Ungher, dann die Gabussi und Brambilla, dann die Herren Ronkovi, Coselli, Moriani, Badiali, Poggi, Cartagenova und Marini, die ganze glänzende Sängerelite der italiänischen Oper. Es giebt, höchstens mit Ausnahme der Pariser, nirgend eine durchgängig bessere Gesellschaft, selbst in der Skala, Fenice, und in San Carlo nicht. Dort sind nur Einzelne dieser vortrefflichen Sänger, aber nirgend ein solches Ensemble. Das Ballet ist nicht mit dem Berliner und Petersburger, noch weniger mit dem der academie royale zu vergleichen, aber man hat die besten Tänzer und

Tänzerinnen wenigstens als Gäste gesehen, so die Taglioni, die Schwestern Elsler, die Grisi, die Herren Perrot, Albert u. A.

Die Italiäner, deren es sehr viele in Wien giebt, haben in diesem Theater, namentlich während der Sommerstagione, ihr Hauptquartier aufgeschlagen, und bereits auch die vernünftigeren und gesetzteren Wiener durch ihre transpadanische rabbia zu allerhand Thorheiten und Extravaganzen verleitet, wie z. B. daß sie der Taglioni die Pferde ausspannten und von der Schoberlechner, unter dem brüllenden Geschrei: „Fazzoletto per memoria!“ ein Schnupftuch begehrten. Die Dame warf ihnen eines aus dem Fenster und sie prügelten sich um die Fetzen so lange, bis die Polizei dazwischen trat. Die deutsche Oper spielt vom Herbste bis zum Frühling.

Dem Kärnthnerthortheater schräg gegenüber prangt einer der schönsten Paläste Wiens, dessen Façade über die Bastionen hinaussieht, der Palast des Siegers von Aspern, Erzherzog Karl, der ihn von dem reichen Herzoge Albert von Sachsen-Teschen erbte, dem Exgouverneur der Niederlande, dem Wien einen großen Theil seiner bedeutendsten Kunstschätze verdankt. An den Pallast stößt die kaiserliche Bibliothek, welche eine der schönsten,

reichsten und bestgeordneten ist. Nur eines fiel mir auf, daß in dem großen schönen Saale,

„wo Buch an Buch sich bis zur Decke reiht"

die Statuen von Leuten stehen, welche um die Literatur, wie um die Bibliographie, gewiß kein sonderliches Verdienst hatten. Da steht z. B. Herzog Alba im vollen Küraß vor einem Bücherschrank, als hätten ihn die Jesuiten als Schildwache dahingestellt, und nicht weit davon ein alter Husaren- oder Kroatengeneral, dessen Namen ich nicht mehr weiß, von dem es aber factisch erwiesen ist, daß er keinen Buchstaben lesen oder schreiben konnte. Das Lesezimmer, welches dem Publico eingeräumt ist, könnte etwas geräumiger sein, obwohl die Studenten, in der Regel die fleißigsten und zahlreichsten Besucher der Bibliotheken, nur ausnahmsweise hieher kommen, indem ihnen die eigene, schön eingerichtete und ziemlich reiche Universitätsbibliothek zur Benutzung offen steht. Wer übrigens eine Geduldprobe an sich vornehmen will, der gehe in eine östreichische Bibliothek und fordere ein Buch, das aber kein lateinischer oder griechischer Klassiker und kein Schulbuch sein darf, sondern ein historisches oder schönwissenschaftliches. Die Scriptoren, zum größten Theil gebildete und verständige, ja sogar freisinnige Männer, berath-

schlagen oft in wahrer Seelenangst, und da sie blos unverfängliche Bücher ausgeben sollen, so halten sie sehr häufig die unschuldigsten Autoren für bedenklich und verweigern, um sich nur keine Verantwortung auszusetzen.

Wer nicht privatim Zutritt hat und sich nehmen kann, was er braucht, hat von einer Bibliothek in Oestreich nur wenig Nutzen — man müßte wenigstens den Scriptoren und Aufsehern genaue Vorschriften geben, wenn man schon die freie Benutzung einschränken will. Merkwürdiger Weise ist man mit den Manuscripten weniger scrupulös.

Vor dem Eingange der Bibliothek steht immitten des Vierecks, das die Redoutensäle und die Bibliothek bildet, die eherne Reiterstatue des zweiten Joseph — die Votivsäule, mit der Kaiser Franz sich mit dem Schatten des Todten dafür abgefunden hat, daß er dessen Institutionen aufhob. Der Kunstwerth der Statue ist mir nie sehr groß erschienen, namentlich ist das Pferd zu plump und schwerfällig und die Attitüde des Reiters, wie fast bei allen derlei Statuen, unnatürlich. Man kann nicht so zu Pferde sitzen, wenn dieses sich bäumt — wunderliche Caprice so vieler Künstler! Um das Roß in die möglichst günstige Stellung zu bringen opfern sie die des Reiters auf!

Die Redoutensäle, welche an Großartigkeit ihres Gleichen suchen, sah ich zuletzt in einem jämmerlichen Zustande. Die riesigen Spiegel waren erblindet, die Vergoldung von den Rahmen und Leuchtern abgebröckelt, die Wände und Decken geschwärzt. In den Corridors waren die Ueberzüge der Bänke abgefärbt und fadenscheinig — alles hatte ein kümmerliches Aussehen von Vernachlässigung. Die Redouten selbst, die sonst so beliebt und bewegt waren, sind ebenso herabgekommen — es bedarf eines bedeutenden Impulses, um diesem gewiß geistvollen Vergnügen wieder zu seinem alten Reiz zu verhelfen. Man sieht fast keine männliche Masken mehr auf den Redouten — die Herren setzen bereits noch die äußern Rücksichten aus und erscheinen in einer Toilette, die gewiß kein Beweis für die Feinheit der Gesellschaft ist. Männliche Masken sind meist auch der Gegenstand des Spottes — der Eintritt eines Spaniers oder Türken, eines langweiligen Pierrot oder Harlequin ist die Losung zu Hohn und Gelächter. Die weiblichen Masken sind in der Regel feiner und anständiger, indem die Frauen begreiflich immer mehr Geschmack an Maskeraden finden, — aber es ist auch nicht zu hindern, daß sich Männer zuweilen in einer Maske irren, wozu die große Zahl der fahrenden

Tugenden, welche die Redouten regelmäßig besuchen, nur zu oft Veranlassung giebt. Derlei Mißverständnisse verleiden sehr vielen Damen dies Vergnügen, und in dem furchtbaren Gedränge können Andere nicht einmal ihre Toilette genügend produciren. Einmal auf der Redoute gewesen zu seyn, gehört gewissermaßen zur Vollständigkeit der Jugendfreuden einer Wienerin, deshalb ist noch die Faschingsdienstagredoute so gefüllt, und sieht man auf derselben häufig Mädchen, die jedoch von einem ganzen Aufgebot von Vätern, Onkles und Brüdern eskortirt werden.

Die kleinen Höfe der Burg sind in der Regel mit müssigen Gardisten vollgestopft, welche hier in behaglicher Ruhe die Person des Kaisers bewachen. Die beiden Wachen der Burg bestehen aus lauter gedienten Unterofficieren — die eine, die Trabanten- oder Hatschierwache sieht in ihrer rothen goldgestickten Gallauniform sehr schön aus. Die andere, die Burgwache, ist hingegen der Prototyp von Einfachheit. Graue Röcke schwarz aufgeschlagen und weiße Stiefelhosen sind kein glänzendes Costüm. Das Zeichen ihrer Würde ist eine schmale Goldtresse um den Sturmhut und ein Haslinger, welcher ihnen den doppeldeutigen Spitznamen „Staberlgarde“ zugezogen hat, mit dem der Lerchenfelder Pöbel sie

bei etwaigen Conflicten sehr freigebig beehrt. Diese Wache hat nämlich auch den Dienst in den kaiserlichen Lustschlössern und Gärten, und die Höflichkeit dieser Leute ist in der Regel eben so groß, wie die Grobheit der Polizeidiener, deren Costüm ein ähnliches, deren Betragen aber ein sehr verschiedenes ist. Der große Hof der Burg hat nur eine Fronte, welche prächtig aussieht, die der ehemaligen Reichskanzlei, wo man jetzt meistens fremde Fürsten oder Prinzen beherbergt. Die übrigen Fronten sehen so braunschwarz und gedrückt aus, die Fenstern sind so klein und schmal, daß es schwer hält zu glauben, dahinter wohne der erste Fürst der Christenheit, der Erbe Cäsars und Carls des Großen. Die Burg enhält keine majestätischen Säle; selbst der Ceremoniensaal, der eigends angebaut wurde, ist der Staffage nicht ganz angemessen. In der Nähe der Burg, wie eine Kaserne der Prätorianer zu Byzanz, zieht sich die doppelte Pallastreihe in der Herrengasse, das Hotel der Polizei, das Hotel des Auswärtigen, wo Fürst Metternich im Winter wohnt, der östreichische Mazarin. Alte stolze Paläste drängen sich hier auf den kleinen Plätzen in der Nähe. Dieser Theil der Stadt sieht auch recht wie das Hauptquartier

einer Aristokratie aus, die sich um den funkelnden Thron ihres Herrschers drängt.

Innerhalb der Stadt sind auch die beiden Zeughäuser, das kaiserliche und das bürgerliche. Wunderliche Ironie! In Wien ist nämlich eine Nationalgarde errichtet, die aus drei Regimentern Infanterie, einem Corps Dragonern und einem Corps Artillerie besteht, welcher letztern Kaiser Franz nach seiner Rückkehr nach Wien sechs blanke metallne Kanonen schenkte zum Ersatz für die sechs alten, welche die Franzosen mitgenommen hatten. Die Officiere dieses Bürgermilitairs, meist reiche Leute, die ein Vergnügen daran finden, die wirklich sehr hübsche Uniform zu tragen, haben gewisse Ehrenrechte. Eine Anzahl von ihnen wird nämlich Sonntags zur Messe und zu den Hofbällen gezogen, wobei sie in strenger Galla erscheinen und durch den funkelnden Glanz ihrer Epaulettes und Bouillons die kahlen Röcke der Armeeofficiere verdunkeln können. Man läßt aber, mit Ausnahme von Leichenzügen und Geburtstagparaden, die Bürgermiliz nie unter das Gewehr treten, ja vor nicht langer Zeit wollte man von Seiten einer Hofpartei auch die Entwaffnung dieser Schaar versuchen, indem man ihren Officiren nicht gestatten wollte, das schwarz und goldene Port d'Epée zu tragen und

im gleichen Range mit den entsprechenden Officiren der Lienie zu stehen. Das bürgerliche Zeughaus hat eine schöne Sammlung historischer Waffen, einen Reichthum von Souvenirs an die Türken- und Franzosenzeit. Türkische Trophäen wird man wohl in keinem andern Arsenale in solcher Vollständigkeit finden. Das kaiserliche Zeughaus ist viel größer und auch viel reicher, nicht allein an Waffenvorräthen, deren Anblick bei aller Geschicklichkeit in der Gruppirung und Anordnung immer ein monotoner bleibt, sondern an Trophäen von historischer Bedeutsamkeit. Daß hier, wie überall, eine lächerliche Charlatanerie vorwaltet, ist bei der lockenden Veranlassung, natürlich, aber hier, wo man noch dazu nicht nöthig hat zu lügen, um das Interesse des Zuschauers zu fesseln — wird doch gar zu arg auf die Unwissenheit oder Leichtgläubigkeit gesündigt. Ich will z. B. die Itendität einer uralten Hunnenrüstung mit einem Küraß des Attila nicht einmal bezweifeln, da die historische Möglichkeit obwaltet und die Erhaltung dieser Waffen keine unwahrscheinliche ist. Aber einen Harnisch aus dem vierzehnten Jahrhundert mit Schnabelschuhen und allem Schraubenwerk, das auf die Periode der größten Vervollkommnung der Harnischschmiedekunst deutet, für den der Amazone

Blasta auszugeben, die im achten Jahrhundert gelebt haben soll, ist ein beleidigendes Präjudiz der Besucher. Der Reichthum an erwiesenen Trophäen von historischer Bedeutenheit ist groß genug; ward doch das Wiener Zeughaus auch mit dem besten Schmuck aller östreichischen Provinzen ausstaffirt. Das blutige Koller Gustav Adolfs hängt auch unter den Beutestücken, wie der Schädel Kara Mustafa's, des strangulirten türkischen Großveziers, der die Belagerung Wiens commandirte, im bürgerlichen Zeughause —

„ja dieser Mortimer starb euch gelegen!"

die Wiener Regierung hat von jeher am Tode einen bessern Alliirten gehabt, als an allen andern Mächten und Gewalten. Im Hofe des Zeughauses hängt die ungeheure eiserne Kette, mit welcher die Türken die Donau sperren wollten — mir ist es noch immer ein Räthsel, wie ihnen dies nicht gelang, da die Glieder der Kette die Dicke einer Faust haben. In einem Winkel steht auch die, wenn auch nicht von östereichischen Kugeln, doch von vielem Hin- und Herzeigen zerfetzte Fahne der Carbonaris mit der stolzen Inschrift: „Italia libera on morte". Die Fahne fiel nagelneu in die Hände der Oestreicher, und der Inspector versichert, daß er sie nur im Geheim hier habe, indem di

sprächen: „In einem Zeughaus, wo die Adler Napoleons und die Fahnen Friedrichs des Großen ständen, gehörte solch ein Lappen nicht hin“, der andere Inspector nickt dann mit dem Kopf und sagt: „Schlechte Soldaten die Carbonari!“ — Ich habe den gelehrten Thebaner im Verdacht, daß er Carbonari für eine italienische Völkerschaft hält!

Eine eigenthümliche Erscheinung in Wien sind auch die sogenannten Höfe — Häuser, welche mehrere Hofräume einschließen, und welche, wenn ich nicht irre, einige historische Rechte genießen. Mehrere davon sind von wirklich massenhafter Größe — so das Bürgerspital, das 5000 Menschen bewohnen, eine Zahl wie die irgend einer bedeutenden Landstadt, der Schottenhof, der Melkerhof, welche reichen Klöstern gehören. Vor allen aber das Stahremberg'sche Freihaus, ein Gebäude, das alle Bedürfnisse einer Stadt, sogar eine Kirche, in seinem Umfange einschließt. Dies ungeheure Gebäude, von allen Abgaben befreit, wäre übrigens ein schöner Beweis fürstlicher Munificenz, wenn Stahremberg's Verdienst um Wiens Vertheidigung und Erhaltung im Türkenkriege ein so großes gewesen wäre. Stahremberg that nur seine Pflicht — aber nicht er und seine Garnison hielten die Türken so lange auf, bis

Entsatz kam, sondern der Gemeingeist und die Tapferkeit der Bürger, welche wirklich das Möglichste thaten. In der Person des Generals kann man wohl ein Heer belohnen, aber eine Stadt nicht dadurch, daß man das einzelne Haus ihres Commandanten für ewige Zeit von allen Abgaben befreit.

Die quartiers perdus der Hauptstadt reihen sich an das glänzende Quartier der Noblesse — so wie in Paris und London — nur daß in Wien die Polizei tugendhafter ist, als dort — und die Eulennester fleißig ausnimmt, was in Paris unfehlbar zu einer Emeute der Jugend im Frack Anlaß geben würde, welche sogleich den Nationalgardendienst versieht, wenn die Jugend in der Blouse rebelliren will.

Das schönste von allen Thoren Wiens ist das Burgthor, eine sandsteinerne Copie des Brandenburger, nur ohne Victoria. Schade um das Werk, das fast jährlich geflickt werden muß — die Säulenhalle ist so großartig, daß kleine Schäden daran wahre Ironien sind. Der Volksgarten mit dem berühmten Theseustempel ist noch innerhalb der Mauern und des Burgthors — ein großes grünbuschiges Stelldichein für die Mittelklasse am Abend, wenn Straus daselbst spielt, für Dienst-

mägde und Soldaten am Morgen, wenn die Lerchen ſingen. Der Theſeustempel iſt wie gemacht zu Schwüren und Bethenrungen — der Burgwachſoldat lächelt jedesmal ironiſch, wenn ein verliebtes Paar den Tempel betritt. Durch farbiges Glas in der Decke fällt ein matter magiſcher Schein auf die Rieſenſtatue — eine Analogie zwiſchen Theſeus, der den Minotaur erſchlägt, und einer Liebe, die alle Hinderniſſe überwindet, oder einer Tochter, die den Vater betrügt, liegt dabei ſo nahe.

Vor dem Burgthor breit und ſtattlich liegen der Pallaſt der ungariſchen Nobelgarde und das Haus, darin ſich die Roſſe und Wagen des Hofes befinden. Die erſteren ſind eine Sammlung von Schimmeln, die nicht durchgängig den Beifall eines engliſchen Pferdekenners erhalten würden; der Hof fährt nämliche nur mit weißen Pferden. Die Wagen ſind faſt durchgängig prachtvoll vergoldet, und es hat nicht leicht ein Hof eine ſolche Eleganz darin aufzuweiſen, wie der Wiener. Die Livreen dagegen ſind ſo geſchmacklos, daß hier eine Reform nicht ſchaden würde; beſonders die Paradelivreen, ſchwarz mit gelben Bordüren. — Die Kutſcher ſehen troſtlos darin aus. Dieſe kaiſerlichen „Stallungen“ können übrigens einen Fußgänger zur Verzweiflung bringen — das Gebäude hat eine

ſo lange Fronte, daß man unwillkürlich an eine Gartenmauer denkt, wenn man ſie entlang gehen muß. Ich unterhielt mich dann immer mit den Pferdeköpfen, welche über den vielen Eingängen in Stein gehauen ſind — Pferdeköpfe aller Façons mit der entſprechenden Rüſtung neben jedem. Es wundert mich, daß dieſe Meiſterſtücke noch nirgend gewürdigt, ja kaum erwähnt worden — die Köpfe ſind von merkwürdiger Schönheit und Charakteriſtik. Es thut mir leid, daß ich den Namen des Meiſters nicht kenne — es muß ein Hamilton der Sculptur geweſen ſein, der ſie aus dem Stein hieb.

Die ungariſche Nobelgarde, deren Palais nicht weit davon liegt, ſpielt im Wiener Leben eine eigenthümliche Rolle. Die Gardiſten, durchgängig aus Jünglingen adeliger Geſchlechter gewählt, ſind meiſt ſehr hübſch und ihr Ruf gleicht ſo ziemlich dem der gardes du corps am Hofe der Bourbons. Sie bleiben nur drei Jahre in dieſem Corps und werden dann als Officiere zu Regimentern verſetzt, um neuen Platz zu machen. Der politiſche Zweck, der bei der Stiftung dieſes Corps vorwaltete, gilt zum großen Theil auch heute noch, — dem Hofe ergebene Anhänger unter dem ungariſchen Adel zu machen und zu erhalten. Die Uniform dieſes Corps iſt gewiß die prächtigſte in der Welt. Der

Anblick von etwa hundert Jünglingen in dem engen ungarischen Nationalcostüm, scharlachroth, mit Silber bedeckt, auf dem Haupt den fliegenden Kalpak mit dem Reigerbusch und der Tigerhaut um die Schultern, ist — abgesehen von allem, was sich wider eine Garde dieser Art, als Institut, sagen läßt — ein herrlicher. Dazu reiten fast alle sehr gut, obwohl die Pferde — lauter Schimmel — nicht eben die jüngsten und feurigsten sind. Die sogenannte „deutsche" Garde, welche aus gedienten Officieren besteht und durchgängig mit Rappen beritten ist, steht hingegen im Rufe einer fast philisterhaften Solidität, und ihre Erscheinung, obgleich die Uniformen ebenfalls prächtig sind, hat auch weniger Reiz und Glanz. Die neueste Garde, die „italienische", ward zur Zeit der Krönung Ferdinand des Fünften in Mailand aus eben demselben Grunde, wie die ungarische, errichtet — und sie ist vielleicht ein wirksameres Antidot gegen den Carbonarismus als die ungarischen Grenadiere, die zu Mantua und Pizziphetone in Garnison liegen. Die Monarchie speculirt immer am richtigsten auf die Eitelkeit — namentlich eines unzufriedenen Adels.

Nach einer andern Seite hin nimmt sich das polytechnische Institut grandiös aus, die schönste

Schöpfung Franz des Ersten, der wenigstens darin dem Zeitgeiste eine Concession machte. Die Gewerbeausstellung findet in dem prächtigen Neubaue des Institutes Statt, eine stolze Reihe von Sälen, welche gegen die Bretterbude in Paris sich eben so stolz und fest ausnimmt, wie die Politik Metternich's gegen die des Herrn Thiers. Auch die Münze ist neu erbaut worden, und ihre riesigen Schlote sollten allerdings auch Säulen des Staatscredites seyn. Wer die dicken Rauchwolken sieht, die daraus hervorwirbeln, möchte kaum glauben, daß er im Lande der Staatsbankerotte sei, wo so viel Papier circulirt statt der altberühmten Kremnitzer Ducaten, die von Jahr zu Jahr seltener werden.

Der Schluß des Halbkreises von öffentlichen Gebäuden, welche die Glacis garniren, bildet das Invalidenhaus mit der Josephinischen Inschrift: **militi laeso, grata patria.** Der Anblick des Invalidenhauses ist eben kein großartiger, — das Invalidenhaus zu Prag mit seinen Alleen und grünen Wiesen, wo die alten verstümmelten Soldaten sich der frischen Luft und der Sonnenwärme erfreuen können, ist ungleich zweckmäßiger und wohlthuender. Obwohl ich durchaus nicht behaupten will, daß die Invaliden in Wien an etwas

Noth oder Mangel litten, so fällt es doch auf, daß ein monarchischer Staat, dessen Existenz mehr oder minder auf den Bajonetten seiner Armee balancirt, nicht mehr für seine alten Soldaten thut. Das Hôtel des Invalides und das Marinehospital zu Greenwich, von dem Fürst Schwarzenberg eine vortreffliche Beschreibung in seinen Fahrten „eines verabschiedeten Lanzenknechtes“ giebt, sind ihrem Wesen, ihrer Erscheinung nach lockender für den Soldaten, es hat daselbst Alles ein eigenthümliches Ansehen und macht selbst auf den Fremden den Eindruck ruhmbeglänzter historischer Bedeutsamkeit. Das Wiener Invalidenhaus entbehrt dieses Zaubers, dessen moralische Wirkung in Frankreich und England gewiß keine geringe ist. Freilich ist der östreichische Soldat auch ein anderer als der französische oder der brittische Matrose und zählt beim Eintritt in ein Invalidenhotel eher die Schornsteine als die Trophäen und Inschriften, welche jenen das Blut in die Wangen treiben.

Hinter dem Invalidenhause dehnt sich die Landstraße aus, das quartier latin von Wien, das Quartier der Studenten, welche vorzugsweise hier wohnen, weil die Landstraße die der Universität zunächst gelegene Vorstadt ist. Es wohnt in den schmutzigen Straßen ein lustiges Völklein

mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz
Wie junge Katzen mit dem Schwanz,
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen;
So lang der Wirth nur weiter borgt
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

Hier findet man noch etwas Studentenleben — auf diesem Terrain herrschen die Musensöhne und freuen sich ihres Standes, denn über die Brücke hinaus, die zur Stadt führt, nimmt Niemand mehr Notiz von ihnen.

An historischen Denkmalen besitzt Wien, wenn man seine Größe und sein Alter bedenkt, ziemlich wenig — jede deutsche Reichsstadt ist verhältnißmäßig reicher an solchen. Wien haben außer den beiden Belagerungen durch die Türken wenig unmittelbare Ereignisse berührt, die Stadt lag zu weit abseits vom übrigen Europa und spielte nur in den Kriegen mit den Türken eine Rolle. Auch wurde es erst spät die Residenz eines mächtigen Fürsten, denn die Episoden unter den ersten Habsburgern waren nur kurz und vorübergehend. Daher kommt es auch, daß die Wiener ihre Stadt mehr der Gegenwart wegen lieben, als um die Vergangenheit verehren — sie haben fast gar keine historische Pietät für dieselbe. Die Gegenwart ist

aber so reizend für sie, daß sie selbst von dem Lande, das über Inzersdorf und Baden hinausliegt, keine Notiz nehmen, ihr Vaterland liegt innerhalb des Währinger Kirchhofes und des Gaudenzdorfer Brauhauses — ihr Patriotismus ist rein localer Natur.

Das Centralisationssystem der Monarchie hat sie verwöhnt, sie glauben, alles übrige sei nur ihretwillen da — Wien liegt wie ein verzogener Schooßhund auf dem Zusammenfluß von Menschen und Geld wie auf einem weichen Polsterkissen und schmeichelt und knurrt seinen Gebieter an, wie es ihm eben gefällt.

Auch die Loyalität der Wiener ist rein localer Natur. So wenig Werth eine solche — dem Princip nach — hat, um so dauernder kann man sie erhalten, wenn man ihren Grund nicht erschüttert. Wien hat in dieser Beziehung Aehnlichkeit mit dem alten Rom, es ist keine nationale Hauptstadt, wie z. B. Paris, seine Größe ist gewaltsam gemacht und sein Einfluß auf die Provinzen blos ein gesellschaftlicher. Den Wienern selbst liegt weit weniger an der politischen Bedeutsamkeit ihrer Stadt, als daran, daß es nirgend so lustig hergeht wie dort. Ein Wiener, der zu Hause als ein Hauptliberaler verrufen ist, gestand mir, es

hätte ihn ein schmerzliches Heimweh erfaßt, als er in Paris einen Walzer von Strauß spielen hörte. Das ist charakteristisch. Er war nach Paris gereis't, um die Marseillaise zu hören, fand aber zu seinem Schrecken, daß man nach ihrem Takte zwar Throne stürzen und Bastillen stürmen, aber nicht im Casino Musard eine Quadrille tanzen könne. Strauß ist der **Rouget de Lille** der Wiener, und die Elisabethen-Walzer bedeuten dort so viel als: **Allons enfants!!**

Die Wiener haben sich bis jetzt von der Corruption übergroßer Städte auf merkwürdige Weise ferne gehalten; das Capital ihrer goldenen Eigenschaften kann noch lange aushalten, wenn sie auch noch so verschwenderisch mit ihrem Vertrauen, ihrer Gutmüthigkeit und ihrem Witze umgehen. Wie schön ist z. B. die Eigenschaft eines echten Wieners, daß er sich nicht allein freuen kann; wer das Talent zu schmarotzen hat, kann in Wien gar nicht zu Grunde gehen, selbst die Unverschämtheit verrechnet sich selten, wenn sie auf die Gutherzigkeit eines Wieners speculirt, der eben vergnügt sein will. Deshalb giebt es auch in Wien verhältnißmäßig weniger Gauner und Betrüger als anderswo, die Leute geben noch so oft und so viel

freiwillig, daß es wirklich überflüssig wäre, sie darum zu betrügen.

Man hat den Wienern so oft vorgeworfen, daß sie „zu materiell“ und für alles Andere unempfänglich seien, was ein höheres geistiges Streben erfordere. Darin thut man ihnen Unrecht — zu etwas Abstractem bekommt man sie freilich schwer, aber die Empfänglichkeit für das Schöne, selbst wenn es in Formen erscheint, die dem Geschmack von heute nicht ganz zusagen, ist ihnen darum nicht abzusprechen. Sein richtiges Gefühl hat ihn schon manches Gute herausfinden und erkennen lassen, das anderswo ignorirt und unterdrückt wurde, ebenso wie er sich gegen gewaltsam aufgedrungene Renomséen entschieden zu wehren weiß.

In Wien fanden viele Talente zuerst ihre Geltung und schifften mit lustig flatternden Wimpeln aus dem Hafen hinaus, doch fehlt es auch nicht an Beispielen, daß Schiffe, welche stolz die halbe Welt umsegelt hatten, hier leck und abgetakelt wurden.

Die Gesellschaft in Wien hat einen sehr guten Ruf, den sie zumeist der Freundlichkeit verdankt, mit der man Fremden entgegenkommt, und der **Bonhomie**, welche die Grundlage des guten Tones

iſt. Die Leichtigkeit, ſelbſt in Familien, welche kein offenes Haus halten, Zutritt zu erlangen, macht Wien dem Herzen jedes fühlenden Menſchen in der Regel theurer als jede andere Stadt. Die Erinnerung an Paris und London iſt gewiß glänzender, aber nicht wohlthuender.

Viel zu dieſem vortheilhaften Rufe tragen unſtreitig die Wienerinnen bei, welche in ihrer unbefangenen Heiterkeit etwas Bezauberndes haben. Ohne den esprit der Franzöſinnen, ohne die ins Detail gehende Bildung der norddeutſchen Mädchen zu beſitzen, erſetzen ſie dieſe durch ihre Lebhaftigkeit und Friſche und ſind an Liebenswürdigkeit den Männern weit voraus. Wenn man von den Schwaben behauptet, daß ſie erſt mit dem vierzigſten Jahre klug werden, ſo kann man von den Wienern ſagen, ſie werden erſt in dieſen Jahren liebenswürdig. Ein Wiener muß Frau und Kinder haben, um „fertig“ zu ſein. Es iſt dies ein ſchöner Zug, daß er in ſeinem Hauſe ſo ganz in ſeinem Elemente iſt; dort muß man ihn ſehen und kennen lernen, um ihn lieb zu gewinnen!

Ich ſpreche hier nur von dem eigentlichen Wiener, dem reinen, unvermiſchten Stamm, auf den jetzt zu ſeinem offenbaren Nachtheile Provinzialableger gepfropft werden.

Der Charakter der Wiener ist, wie gesagt, kein volksthümlicher, sondern ein städtischer, also eng begrenzt und fremden Einflüssen sehr ausgesetzt. Es wäre bedauerlich, wenn die Eigenthümlichkeit verloren ginge, welche Wien bisher bewahrt hat, und doch wird es dahin kommen. Wien wird ein Lager aller Völker und Sprachen der Monarchie werden, und da ihm der nationale Typus abgeht, der z. B. Paris eine bestimmte Grundfarbe verleiht, wird es sich schillernd und vielfarbig ausnehmen, aber nicht harmonisch wie die Regenbogen, sondern grell wie eine Harlequinsjacke. Sein innerstes Bewußtsein wird untergehn — seine Zukunft nicht sein goldenes Zeitalter sein.

Die Zeichen dieses Verfalles fangen bereits an, sichtbar zu werden, man kann ohne Uebertreibung den Ruin und die Umgestaltung des kleinen Leopoldstädter Theaters als ein solches ansehen.

Dies war im eigentlichsten Sinne ein Wiener Institut, und ich betrachte es als ein böses Omen, daß man den „Staberl" von dort vertrieben hat und seinen Vetter, den „Thadädel", um dafür die „beiden Sergeanten" und den „Bauer als Millionair" zu substituiren. Bald wird von jenem stolzen und unbekümmerten Bürgerthum nichts mehr übrig sein, das in der unmittelbaren Nähe eines

abſoluten Thrones ſich einer reichen, mächtigen Ariſtokratie gegenüber zu behaupten wußte. Der Wiener wird nun bald einen Andern nicht mehr aus dem Grunde „Herr von“ tituliren, weil er ſich und Jeden einer privilegirten Kaſte gleichſtellt, ſondern weil er ihm eine Ehre damit erzeigen will. Der alten Gewohnheit wird ein anderer Sinn unterlegt und es wird eine ganz neue Betiſe daraus.

Anhang.

I.

Die Lustschlösser.

Schönbrunn, Laxenburg, Hetzendorf und Belvedere.

Die Umgebung Wiens ist eine der schönsten und reizendsten, die man sich denken kann, aber die Parthien liegen nicht so nahe, wie z. B. bei Dresden, wo sich Reiz um Reiz gewissermaßen an die Stadtmauern drängt — überall muß man Felsen und Grün, Wasser und Busch mit einem langweiligen Wege auf einer kalkstaubigen Chaussee erkaufen. Die nächste ausgezeichnete Partie ist das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn. Die östreichischen Lust-

schlösser sind alle ohne großes historisches Interesse, es mangelt ihnen selbst jene pikante Cronik, an der namentlich die französischen Schlösser so reich sind. Seit der Erbauerin Schönbrunns, Maria Theresia, der Zeitgenossin Katharinens von Rußland, schweigt die Hofgeschichte von Anekdoten, die oft das Interessanteste aus dem Leben der Fürsten und oft das einzig Wahre in ihren Biographien sind. Kaiser Joseph und sein Bruder schlugen zuweilen auch einen kleinen Seitenweg ein, aber die Lustschlösser blieben klug verschont von ihren Abentheuern; der geistvolle Joseph wußte zu gut, daß man nirgend indeskreter gegen die Schwächen der Fürsten sey, als eben bei Hofe. Kaiser Franz, der vier Frauen hatte, war in diesem Punkte von fast philiströser Gewissenhaftigkeit. —

Schönbrunn ist ein prachtvolles Schloß in gewaltigen Dimensionen, von einem waldbewachsenen Berge überragt, dessen Spitze ein im edelsten Styl erbauter steinerner Pavillon schmückt; dessen Wind und Wetter trotzende Festigkeit von Bauverständigen sehr gerühmt wird. Vor dem Schlosse ist der durch Napoleons alte Garde schnell berühmt gewordene Hof. Wie oft mögen östreichische Grenadiere hier vor den Augen ihrer Fürsten defilirt haben, ohne daß es

Jemand einfiel, dies zu bemerken, der Mann des Ruhmes betrat ihn und fortan geht kein Fremder über denſelben, ohne daß ſein Begleiter ihm ſagt: „Hier defilirte die alte Garde vor Napoleon.“ Der todte Imperator hatte hier zweimal ſein Hauptquartier aufgeſchlagen; er bewohnte eine Reihe Zimmer nach dem Garten zu, mit der Ausſicht auf die reizende Landſchaft. Im ſelben Zimmer, an derſelben Stelle, wo des Vaters eiſerners Feldbett geſtanden, ſtarb auch der Sohn des Mannes, der junge Prinz von Reichſtadt. Außer ein Paar altmodiſchen bizarren Stübchen mit blauem Porzelan und chineſiſchem Schwarzholze ausgelegt, in denen Maria Thereſia die früher unerläßlichen Geheimtreppen und Verſenkungen, die abgeſchmackte Szenerie der alten Politik, anbringen ließ, iſt faſt das ganze hiſtoriſche Intereſſe auf den Aufenthalt Napoleons und ſeines Sohnes beſchränkt. Die Stube in welcher Maria Thereſia mit dem galanten Kannitz, der mehrfach im Schloſſe abgemalt iſt, im kornblumblauen oder pfirſiſchblüthfarbigem Sammthabit, oft allein arbeitete, aß und trank, enthält eine ſolche Maſchinerie, wo ein gedeckter Tiſch aus der Erde ſtieg. Eine Stube fiel mir noch auf, ein kleines lichtes Cabinet, worin Handarbeiten der guillotinirten Maria Antoinette hinter Glas uns Rahmen hängen.

Die arme Königin hätte nie die Tambournadel mit dem Liliensceptер vertauschen sollen. Maria Theriſia hatte viel Unglück mit ihren Töchtern; die eine wurde guillotinirt, die zweite aus den Niederlanden verjagt, und mit ihren Ur-Enkelinnen, deren eine ebenfalls vertrieben wurde, während die andere in dem ſticklustigen Braſilien im einſamen Leide ſtarb. Obgleich Oeſtreich das Stabilitätsſyſtem hauptſächlich repräſentirt, ſo hat doch noch kein Thron beſtanden, auf den eine öſtreichiſche Prinzeſſin geſetzt wurde — erſchüttert zum mindeſten wurde jeder, ſogar der ſächſiſche.

Die Zimmer, welche Napoleon bewohnte, ſind nicht mehr in demſelben Zuſtande; nur ein Ofenſchirm in ſeinem Schlafzimmer iſt mit einem Stück der damaligen Tapete beklebt. Dann werden noch allerhand auf ihn bezügliche Curioſa gezeigt, ſo der Rahm, aus welchem er, „höchſt eigenhändig,“ wie der Inſpektor verſichert, das lebensgroße Bild ſeiner nachherigen Gattin, der Prinzeſſin Maria Louiſe ſchnitt, um es mit nach Paris zu nehmen. „War ſehr verliebt in unſere Prinzeß, der Kaiſer Napoleon,“ ſetzt danu der Inſpektor jedesmal geheimnißvoll flüſternd hinzu, unſere Prinzeß aber hat ihn nicht ausſtehen können. Die gute kaiſerliche Hoheit —

Sie hätten nur sehen sollen, wie sie geweint hat, als ihr Sohn (der Herzog von Reichstadt) starb. Auf diesem Sopha hat sie geweint und gewacht, aber es hat alles nichts geholfen."

Interessanter ist ein anderer Defekt in einem der Fensterkreuze des großen Saales, ein kleines Loch, das sorgfältig erhalten wird. Die Kugel, die es schlug, war für Napoleon bestimmt, der, eben am Fenster stehend, seine Garden im Hofe defiliren ließ. Der Inspektor zeigte auch aus demselben Fenster auf das kleine Wachthaus am Seitenflügel, wo der Thäter verhört, und hinter welchem er erschossen ward. Merkwürdig ist es, mit welchem Schreck und Abscheu die Wiener diese verzweifelte That aufnahmen; welche, wenn sie gelang, vielleicht die Zerstörung der Stadt zur Folge gehabt hätte. Die Gemälde im Schlosse sind nicht sehr bedeutend. Der Kunstsinn des Inspektors freute sich zumeist über den Schimmel eines ungarischen Trompeters, auf einem Plafondgemälde, der dem Beschauer von allen Seiten den H — zeigt, während ihm gegenüber ein anderes Pferd den Kopf nach allen Richtungen wendet.

Der Garten hinter dem Schlosse hat reizende Aussichten und Durchschnitte, und ist in einem ge-

miſchten Styl, altfranzöſiſch, mit geſchnittenen Hecken, engliſch, mit zwangloſen Waldpartien, klaſſiſch, mit Tempeln und Götterbildern, romantiſch, mit Ruinen und Boskets. Ich kann nicht ſagen, daß ich mich beſonders wohl daſelbſt fühlte. Neben an iſt auch die kaiſerliche Menagerie, die jetzt etwas kompletirt iſt, und einen Ueberfluß an rächdigen Kameelen und ruppigen Adlern hat. Die Affen und Papageyen ſind hier ebenfalls reſpektabel vermehrt worden, ſeit dem Tode des Kaiſer Franz, der eine Anzahl davon in der Burg hatte. Die Käfige der Thiere liegen in einem weitem Halbkreiſe um eine Rotunde, und iſt dem Publikum der größte Theil derſelben zugänglich. Das Prachtſtück des Gartens iſt die ſogenannte „große“ Allee, eine wahre Friedrichsſtraße von Bäumen: nur zu lang und zu ermüdend!

Das zweite kaiſerliche Luſtſchloß iſt Laxenburg, früher der Lieblingsaufenthalt Franz des Erſten — der in der Cholerazeit ſich hier abgeſperrt hielt, und die Averſion des jetzigen Kaiſers gegen Laxenburg rührt auch aus ſeinen Kinderjahren her, wo er, ein ſchwächlicher Knabe, von ſeinen Hofmeiſtern furchtbar tyranniſirt wurde. Dieſe despotiſche Erziehung der Prinzen hatte Joſeph bei Hofe eingeführt, der in

Sie hätten nur sehen sollen, wie sie geweint hat, als ihr Sohn (der Herzog von Reichstadt) starb. Auf diesem Sopha hat sie geweint und gewacht, aber es hat alles nichts geholfen."

Interessanter ist ein anderer Defekt in einem der Fensterkreuze des großen Saales, ein kleines Loch, das sorgfältig erhalten wird. Die Kugel, die es schlug, war für Napoleon bestimmt, der, eben am Fenster stehend, seine Garden im Hofe defiliren ließ. Der Inspektor zeigte auch aus demselben Fenster auf das kleine Wachthaus am Seitenflügel, wo der Thäter verhört, und hinter welchem er erschossen ward. Merkwürdig ist es, mit welchem Schreck und Abscheu die Wiener diese verzweifelte That aufnahmen; welche, wenn sie gelang, vielleicht die Zerstörung der Stadt zur Folge gehabt hätte. Die Gemälde im Schlosse sind nicht sehr bedeutend. Der Kunstsinn des Inspektors freute sich zumeist über den Schimmel eines ungarischen Trompeters, auf einem Plafondgemälde, der dem Beschauer von allen Seiten den H — zeigt, während ihm gegenüber ein anderes Pferd den Kopf nach allen Richtungen wendet.

Der Garten hinter dem Schlosse hat reizende Aussichten und Durchschnitte, und ist in einem ge-

mischten Styl, altfranzösisch, mit geschnittenen Hecken, englisch, mit zwanglosen Waldpartien, klassisch, mit Tempeln und Götterbildern, romantisch, mit Ruinen und Boskets. Ich kann nicht sagen, daß ich mich besonders wohl daselbst fühlte. Neben an ist auch die kaiserliche Menagerie, die jetzt etwas kompletirt ist, und einen Ueberfluß an räudigen Kameelen und ruppigen Adlern hat. Die Affen und Papageyen sind hier ebenfalls respektabel vermehrt worden, seit dem Tode des Kaiser Franz, der eine Anzahl davon in der Burg hatte. Die Käfige der Thiere liegen in einem weitem Halbkreise um eine Rotunde, und ist dem Publikum der größte Theil derselben zugänglich. Das Prachtstück des Gartens ist die sogenannte „große" Allee, eine wahre Friedrichsstraße von Bäumen: nur zu lang und zu ermüdend!

Das zweite kaiserliche Lustschloß ist Laxenburg, früher der Lieblingsaufenthalt Franz des Ersten — der in der Cholerazeit sich hier abgesperrt hielt, und die Aversion des jetzigen Kaisers gegen Laxenburg rührt auch aus seinen Kinderjahren her, wo er, ein schwächlicher Knabe, von seinen Hofmeistern furchtbar tyrannisirt wurde. Diese despotische Erziehung der Prinzen hatte Joseph bei Hofe eingeführt, der in

seinem leicht extravagirenden Eifer ein schroffes Widerspiel der Erziehung der Dauphins geben wollte.

Laxenburg ist vortheilhafter gelegen als Schönbrunn, zwar ohne Berg, aber reich an Wasser, welches auch auf die schönste Weise benützt wird. Der ganze weit ausgedehnte Park ist von Canälen durchschnitten, und diese laufen alle in einen See zusammen, der rings mit grünem Buschwerk eingefaßt, wieder den Hügel umschließt, auf dem Kaiser Franz eine kleine Copie eines Ritterschlosses erbauen ließ. Ich habe mich, trotz der interessanten Sammlung von Rüstungen und historischen Raritäten, stets über die winzigen Verhältnisse geärgert, in denen die Burg aufgeführt ist; wollte man etwas der Art bauen, so hätte der Anschein der Spielerei so leicht vermieden werden können. Im Park sind ein paar Tempel, das bizarre „Haus der Laune," ein vieleckiges Gebäude, an den chinesischen Geschmak streifend, und das „Fischerdörfchen" zerstreut. Das ältere Schloß ist geflickt, altmodisch, ohne Ebenmaaß, das neuere niedrig, weitverbreitet, mehr geräumig als wirklich großartig. Das Städtchen Laxenburg ist, seit der Hof hier nicht mehr verweilt, sehr herabgekommen; im Schlosse wohnen jetzt Pensionaire, eine Sammlung von alten Kammerjungfern und Silberdienern, aus-

gefaserte Meubles aus der frühern Periode des Hoflebens, die noch mit Begeisterung von dem Brautschmucke der ersten hochseligen Kaiserin sprechen, „welchen in Händen gehabt zu haben, sie das große Glück hatten.“

Der Laxenburger Park ist ebenfalls in gemischtem Styl, nur nähert er sich auch entschiedener dem altfränkischen, als der zu Schönbrunn. Man findet hier die ehemals so beliebten künstlichen Felsparthien, welche hier, wie fast überall, einen sehr kümmerlichen Schauer hervorbringen; sie machen ewig nur den Eindruck einer Theaterdekoration.

Das dritte Lustschloß, Hetzendorf, ist ganz im Geschmacke Le Notres, mit einem Ueberfluß von Taxusfiguren und Grünbildern: sonst verödet und verlassen. Hier lebt die Prinzessin Mariane, des Kaisers jüngste Schwester, in einer Art stiller Zurückgezogenheit, die beinahe nach Verbannung riecht, — die indeß keine unzeitige Härte, sondern eine wirklich nothwendige Maßregel ist.

Das glänzende Erbe des Prinzen Eugen von Savoyen, des größten Heerführers dreier Kaiser, der Pallast Belvedere, ist zwar kein eigentliches Lustschloß mehr, indem er verwendet wird, zur Ausstellung der sattsam bekannten und beschriebenen

Wiener Bildergallerie und Ambraſer Waffenſammlung; war aber, ſeiner reizenden Lage wegen, zu einem ſolchen erbaut. Die Ausſicht von den Teraſſen des Palaſtes über die Stadt und die Umgegend iſt wahrhaft bewundernswerth. — Das Gebäude ſelbſt, ein längliches Viereck, mit vier runden Thürmen und Halbbogenfenſtern, auf einer ziemlichen Höhe gelegen, iſt ohne Frage das ſchönſte in Wien.

Niederöſtreich

und

die Steyermark.

I.

Valet, und was sich dabei begeben.

Ich wollte nach Italien reisen, obwohl ich erst 14 Tage vorher Gustav Nikolais Buch gelesen hatte und mir alle vernünftigen Menschen vorstellten, daß man im Herbst nach dem Citronenlande wallfahren müsse und nicht in den Hundstagen. Ich aber bestand auf meinen Entschluß, die Hundstage sind in Wien eben so unerträglich wie in Rom, aber ich dachte mir Rom in den Hundstagen erträglicher als Wien, zudem war ich schon ein ganzes Jahr nicht über die Krainerhütte hinausgekommen.

Es war spät Abends, als ich die kleine räucherige Kneipe in einem dunkeln Winkel der Vorstadt aufsuchte, wo ich Abschied von vielen meiner Freunde nehmen sollte — ich habe die

meisten seit jenem Abend nicht wiedergesehen. Ich eilte über das dunkle Glacis, eine lange Lampenreihe verfolgend — endlich stand ich vor der geschlossenen Thüre und klopfte leise an den Fensterladen. Das dumpfe Summen, das ich vernahm, hörte auf — die Thüre wurde mit einer barschen Frage geöffnet. Ich antwortete böhmisch und trat mich bückend in die kleine Hinterstube, wo ihrer zwanzig beim Bier saßen und Taback rauchten, daß man nur mit Mühe die Lichter ausnehmen konnte. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft — aber unter dem feinen wie unter dem abgeschabten Rock schlug ein Herz voll glühender Liebe zum Vaterland und zur Freiheit. Der erste, der mir die Hand bot, war ein angehender Polizeikommissarius, der jedenfalls eher eine Anstellung bekommen würde, wenn er dies Conventikel denuncirt, statt selbst daran Theil genommen hätte. Dann bemerkte ich auch den „charmanten" Doctor, der sich aus dem Ehebette weggestohlen hat, um einem alten Kameraden Lebewohl zu sagen — meine liebsten, treusten Freunde waren in der räucherigen Spelunke beisammen. Wir sprachen bis in den hellen Morgen vom Vaterland und wie dort so kräftig der alte Nationalsinn aufblühe.

In unſerer Mitte ſaß auch der lange Franziskus, auch **heimassa** oder **chwap** genannt — der wegen zweier Eigenſchaften berühmt iſt. Er hat nämlich das Talent, alle Leute treffend zu copiren, und die Unart, melancholiſch zu ſein, wenn er Geld hat; Gott erhalte ihn arm! Dieſsmal hatte er einen harten Thaler in der Taſche und ſaß ſtumm und traurig da bis gegen Morgen, wo das Silber bis auf einen kleinen Bodenſatz von Kupferkreuzern in Bier aufgelöſt war. Als er die letzten auf den Tiſch legte, athmete er auf, ein roſiges Lächeln flog über ſein Geſicht und er improviſirte ſogleich eine Anrede. Gute Herren und liebe Freunde! Heute geht unſer Landsmann in die Fremde, und zwar in das Land, wo der Pabſt wohnt und die italieniſche Oper her iſt! Er wird nun den „Cardinal“ recht kennen lernen; unſer „Biſchof“ iſt auch nicht viel werth, aber das kommt daher, weil man die gemiſchten Ehen zwiſchen alten katholiſchen Pommeranzen und proteſtantiſchem Blaufuſel noch nicht verboten hat, was jedenfalls als Repreſſalie für die Wegführung des Cölner Erzbiſchofs hätte geſchehen ſollen!

Der Doctor Medicinä, ὀρεκτογράφος geheißen, weil er in ſeiner Diſſertation die Excremente wiſſenſchaftlich claſſificirt hatte, ſprach: **ceterum**

censeo, unserm Freund chwap zu verbieten, schlechte Witze über die gemischten Ehen zu reißen, weil meine Frau eine getaufte Jüdin ist —

„Und zwar vom Stamme Levi, der ein Krüglein im Wappen führt: deshalb hat sie der Doctor auch geheirathet! — Uebrigens aber wird ihm hiemit bedeutet, daß eigentlich gemischte Ehen —

Der Polizeikommissarius trug nun darauf an, daß chwap nicht Sachen erzähle, die alle besser wüßten als er, mit einziger Ausnahme des Doctors, der allerdings seine Ehe für eine gemischte angesehen habe. Der Redner wandte sich daher wieder zu mir und wünschte Glück zu Reise und Heimkehr!

Die Gläser klirrten zusammen — es schlug vier Uhr — ich mußte den Redner bitten, die Fortsetzung bis zu meiner Rückkehr aufzuschieben, indem der Wiener Fiakerverein, bei dem ich meinen Platz nach Maria-Zell, dem nächsten Ziel meiner Reise, genommen hatte, mir auf eine solche Entschuldigung hin, mein Fahrgeld schwerlich restituiren würde. Die ganze Gesellschaft brach auf — chwap bat mich, für seine Tante, die ihm funfzig Gulden vermacht hatte, eine Messe zu bestellen — und der Polizeikommissarius schlich eine Seitengasse entlang, um nicht von einem seiner Traban-

ten bemerkt zu werden, die um diese Zeit wieder nüchtern sind und amtseifrig durch die Straßen patrouilliren.

II.

Der Brühl. — Heiligenkreuz. — Die Pankrazenburg. — Lilienfeld. — Die Einsiedelei.

Mein Reisegefährte war schon den Tag früher fort — er wollte die Tour über Guttenstein nehmen, jenes romantische Guttenstein, wo sich Raimund erschoß, der Komiker und Possenschreiber, der seiner Berühmtheit nicht froh wurde. Er hielt seine Brake für toll, weil sie ihn gebissen hatte: dasselbe wäre ihm schon früher einmal mit Braun v. Braunthal passirt, aber dessen Recension fiel in den Winter und nicht in die Hundstage.

Ich kam in dem Wirthshause an — der Wiener Fiakerverein mußte einen Recensenten in mir geahnt haben, denn ich erhielt einen Platz auf der Extrachaise, und den wirklich hübschen Wagen kutschirte der „Herr selber", während auf dem Gesellschaftswagen der „Knecht" saß. Das Fendalsystem ist nirgend treuer und reiner beibehalten,

als unter den Wiener Fiakern — es giebt Lehnsherren unter ihnen und Vasallen, die mit einer Chaise belehnt werden — eine stolze Aristokratie — deren Burg ein Stall, deren Wappen die Polizeinummer ist; die ihre Peitsche führt, wie der Adel die Lanze, und verächtlich auf den Einspänner und den Zeiselwagen herabsieht.

Der Brühl oder die östreichische Schweiz, welche man zuerst passirt, ist der Stolz aller romantischen Wiener. Der alte Fürst Lichtenstein — der östreichische Blücher — dessen zerfallene Stammburg mitten inne zwischen den Felsen liegt, hat alle Berggipfel rund umher mit künstlichen Ruinen und Pyramiden besetzen lassen — ein Stück römisches Amphitheater nimmt sich sehr komisch zwischen diesen mittelalterlichen Spielereien aus. Der alte Fürst hatte aber so viel Geld, daß er wirklich nicht wußte, wohin damit — ich zweifle, daß er im Stande war, alle seine Besitzungen aus dem Gedächtniß aufzuzählen — es stellt sich eine Summe von mehreren Hundert Namen heraus.

Heiligenkreuz ist die erste jener reichen östreichischen Abteien, welche die Frömmigkeit oder die Gewissensangst der Babenberger und Habsburger gegründet hat. Nur einzelne spanische Klöster konnten sich mit diesen Abteien messen;

was Deutschland an prächtigen Stiftern besaß, kommt kaum in Betracht gegen dieses. Heiligenkreuz ist ein weitläuftiges einstöckiges Gebäude, dessen Ecken ein Paar alte Thürme verunzieren, und das von ausgedehnten Wirthschaftsgebäuden im weiten Ring umgeben ist. Die Kirche hat ein altes düsteres Portal — in der langen nebelgrauen Halle stehen Betstühle, die alle mit Holzwerk sehr künstlich ausgelegt sind. Nur die Langweile, die ihren Sitz von jeher in den Klöstern aufgeschlagen hatte, konnte zu solchen Werken veranlassen. Zwei Fratres des Klosters haben ihr ganzes Leben mit dieser enormen Arbeit zugebracht. Lorenzo Ghiberti, dessen Broncethüren im Dome zu Florenz noch jetzt als das Muster menschlichen Fleißes gelten, wäre vor dem Gedanken zurückgebebt, zwei so lange Reihen Bänke mit zollgroßen Holzstückchen auszulegen. — Lorenzo hat jedoch seiner Ausdauer einen ewigen Namen zu danken, die beiden Fratres aber wußte man mir nicht einmal in dem Kloster zu nennen, in welchem sie ihre mühselige Arbeit vollendet hatten!

Das Kloster hat eine ziemlich starke Bibliothek und eine Gemäldegallerie, in welcher einige werthvolle Stücke; der größte Schatz desselben ist aber die mit Edelsteinen besäte Monstranze, welche

den Spahn des „heiligen Kreuzes“ enthält, von dem das Stift den Namen führt; Maria Thereſia ließ ſich zu ihrem Hausgebrauch ein Stück davon abſägen.

Als man die Monſtranze enthüllte, drückte ich auf einen erbſengroßen Rubin einen inbrünſtigen Kuß und war im Begriff, auch eine eigroße Perle auf dieſe Art zu verehren, als mich der Küſter auf meinen Irrthum und zugleich darauf aufmerkſam machte, daß die Perle wie der Oberleib einer Jungfrau geformt ſei, weshalb ſie als Bruchſtück eines Engels verwendet und mit Kopf und Armen von Silber verſehen worden.

Die Andern küßten alle den Kriſtall über dem Spahn, nun **quemque coget fides sua, et Deus est ubique locorum** wie der Kirchenvater ſagt.

Im Capitelhauſe liegen mehrere Babenberger begraben, Söhne des Fürſtenhauſes, das die Oſtmark mehrere Jahrhunderte hindurch beherrſchte.

Auch der ſtreitbare Friedrich, der letzte unter ihnen, ruht von ſeinen Fehden in der kühlen Capelle aus: Caroline Pichler hat ihm ein Denkmal in vier Bänden geſetzt, es iſt Geſchmackſache, aber die gußeiſernen Denkmale ſind mir lieber; was ſoll z. B. die unglückliche Charlotte Stieglitz ſagen,

deren Denkmal in Großquart (von Theodor Mundt) jetzt schon Makulatur ist!

Hinter Heiligenkreuz liegt auf einem Berge ein zerfallenes Schloß, die Pankrazenburg, ein steinernes Memento, daß der Bauer kein Vieh und der Frohndienst eine Sünde sey. Man glaubte in Oestreich von jeher an Zeichen und Wunder, aber damals schien man angenommen zu haben, daß sich der liebe Gott geirrt haben müsse, weil seine Entscheidung gegen die Privilegien des Adels ausgefallen ist. Die Pankrazenburg sollte nämlich mit dem gegenüberliegenden Schlosse durch einen Brückengang verbunden werden. Es war eben Erntezeit und die Bauern mußten ihr Getraide auf dem Felde im Stiche lassen, um Frohndienste bei dem Brückenbau zu leisten. Da legte sich ein Sturmwind ins Mittel und brach in einer Nacht die stolze Pankrazenburg, so daß der Bau unterbleiben mußte. Dessen ungeachtet bestehen die Frohndienste, oder, wie man sie hier zu Lande nennt, Robotten nach wie vor — es muß wahrscheinlich noch ein stärkerer Sturm über die Herrenschlösser hereinbrechen, ehe man von dieser feudalistischen Barbarei abkommen wird.

In Sanct Veit an der Trasen hielten wir unser Nachtlager.

Ich hatte mir den Hals an der Sonne verbrüht und mußte mir von der Wirthin Petersilie auflegen lassen. Ich habe dieses sehr gute Mittel von einer geistreichen Freundin, die einmal die romantische Idee hatte, eine Fußpartie von sechs Stunden en suite in der größten Hitze zu machen, und ebenso verletzt worden war. Sie hatte sich zu dieser heroischen Kur bequemt, um nicht Tags darauf die Griseldis mit einer Kravatte spielen zu müssen; ich hätte auf der Stelle die Griseldis gespielt, wenn ich meine Brandflecke los geworden wäre. — Spießruthenlaufen muß ein Vergnügen sein gegen einen Umschlag von Petersilie — nur daß dieser gewiß hilft, was bei dem andern, wenigstens bei den ungarischen Grenadieren, nicht so ganz ausgemacht ist.

Gegen Mitternacht machte ich einen Spaziergang ins Freie; der Hund unsers Kutschers, mit dem ich den Tag über sehr intim geworden war, begleitete mich.

Wir umkreisten erst das Kirchlein und gingen dann über die Wiesen, da schlug der Küster an, und im selben Moment huschten eiligst eine weiße und eine schwarze Gestalt über den Graben, in denen ich beim Mondenschein zwei Mitreisende erkannte, fromme Pilger nach Maria-Zell. Wahrscheinlich,

dachten ſie, ginge das mit der Abſolution in einem hin, und wirklich wunderte ich mich über die Langmuth der katholiſchen Nemeſis, denn die beiden hatten, trotz des Nachtthaues, nicht einmal einen Schnupfen abgekriegt.

Am Morgen fuhren wir in Lilienfeld ein, wieder ein reiches, ſchönes Stift, das Herzog Leopold geſtiftet hat, den ſie den Glorreichen nennen. Wahrſcheinlich gab die Gefangennehmung des löwenherzigen Richard, der als Pilger, allein und irrend durch Oeſtreich zog, um in ſein Land zurückzukehren, Veranlaſſung zu dieſem Beinamen. Der glorreiche Leopold verdiente dabei ein ſchönes Löſegeld, man muß geſtehen, er rechnete dem Könige den Bauerſchimpf zu Akkon hoch genug an.

Stift Lilienfeld hat einen reizenden Garten. Die Kloſterkirche iſt eine der prachtvollſten, die ich kenne. Altar, Chor und Kanzel ſind aus ſchwarzem Marmor gehauen, der glorreiche Stifter liegt in einem gleichen Sorkophage vor dem Hochaltar. Nicht leicht kann ein Kloſter ſtiller, reizender liegen, als Lilienfeld; dieſem kann man es glauben, daß es ein kühles, lockendes Aſyl für müde Lebenspilger ſeyn kann; — noch heute macht es unwillkührlich eine „Kloſterſehnſucht“ rege.

Von da ist es nicht weit nach Türnitz, wo ein Dorn aus der Marterkrone Christi den Gläubigen und auch mir gezeigt wurde. Der Dorn ist zwei Zoll lang und gehörig dick, — jedenfalls gehört er, seiner Größe wegen, in das Lilienfelder Naturalienkabinet.

In diesem Theile Oestreichs hat sich der Geist des katholischen Mittelalters unverändert erhalten. Diese Klöster, Schlösser und Reliquien, die fabelhaft schöne, stille Berggegend, die gläubigen Menschen, alles gemahnt wie ein Traum, der uns in eine verschobene Zeit versetzt. Hier wurzelt das Priesterthum noch so fest, wie in den Tagen der Kreuzzüge; — an den Gräbern frommer Herzöge knien, das Weihrauchfaß schwingend, Prälaten und Mönche; — die Inful blitzt, die Gewande rauschen und Schaaren vorbeiziehender Pilger stimmen andächtig in den brausenden Orgelklang und Choral! Nichts fehlt, als daß man hie und da einem stählernen Ritter begegnet, der gesenkten Hauptes und mit geschlossenem Visier zum Stifte zieht, oder daß Edelfräulein in den Seitenkapellen knien, mit verschlungenen Händen, die Stirn auf den kalten Marmor gelehnt.

Unweit steht auch noch zwischen traurigen, düstern Bergwäldern eine Einsiedelei; — es ist noch

nicht lange her, daß der letzte dieser einst so verbreiteten Brüderschaft in dem kleinen russigen Hüttchen wohnte. Dieses, an einen überhängenden Felsen gelehnt, ist aus Baumstämmen, ziemlich roh gezimmert und gegenüber springen in ein großes steinernes Becken sieben frische Brunnen aus der Felsenwand. Jetzt ist die Eremitage in eine Wacholderbrennerei verwandelt, man trinkt einen ganz erträglichen Schnaps daselbst, und nachdem die Pilger sich sattsam gestärkt hatten, verrichteten sie ihr Gebet in der anstoßenden, aus Sandstein erbauten Capelle. Ich schöpfte mir aus dem Brunnen meinen Lederbecher voll, und ließ mir von einem alten Holzhauer erzählen, welch ein eigensinniger Mann der letzte Eremit gewesen sei. Er habe Niemand den Eintritt in seine Hütte gestattet, und sei fast den ganzen Tag auf dem harten Boden der Kapelle gekniet, Rosenkränze betend und die Litanei singend.

Diese Einsiedelei ist übrigens nicht die erste originelle, die ich zu sehen bekam, ich erinnere mich aus meiner frühen Jugend her, auf die Reste einer solchen in der rauhesten, abgelegensten Gegend des Riesengebirges. Die Einsiedelei hinter Türnitz macht nicht ganz den gehofften Eindruck einer solchen, die steinerne Kapelle und der gebahnte Weg wider-

ſtreiten einigermaßen dem Begriff einer ſolchen. Die im Rieſengebirge, obgleich zerfallen, ſieht weit mittelalterlicher aus. Eine Höhle mit rohen Baumſtämmen nothdürftig verſchloſſen, eine uralte, knorrige Buche, mit einem Marienbild und unweit davon ein Waldbach, von der Höhe niederſtäubend, daß die überhängenden Bäume ewig wie im Nebel lagen, war die Heimath des letzten Einſiedlers im Rieſengebirge. Er wurde eines Tages am Fuße ſeines Baumes todt gefunden, und ſie begruben ihn nicht einmal im grünen, hallenden Wald, ſondern in geweihter Erde, wo nur kümmerliches Moos auf den Hügeln wächſt.

III.

Annaberg. — Der Laſingfall. — Maria-Zell.

Von der Einſiedelei führt der Weg nach Annaberg, einem Flecken, der auf die Spitze eines ſtolzen, hohen Berges geklebt iſt, wo kein Bewurf an den Wänden feſthält, ſondern von den ſcharfen Winden ſogleich abgebröckelt wird; die Kirche und die Häuſer ſehen alle wie geſchunden aus. Wir

ſtiegen mühſam und keuchend den ſteilen Berg hinan, von dem man weit in die ſchwarzen, tannenüberrauſchten Thäler blicken kann. Hinter dem Annaberg ſchießt der Oetſcher mit einemmal in die Höhe; — in den Ritzen und Sprüngen glitzert der Schnee und ſchäumen die Bergwaſſer; — es iſt ein wunderbar, prächtiger Anblick. Das Großartigſte war uns noch vorbehalten, es iſt dies der Laſingfall, eine Naturſchönheit, die auch nur in Oeſtreich ſo lange unbekannt bleiben konnte. Es ſind keine dreißig Jahre her, daß man von dem Daſeyn dieſes grandiöſen Falles Kunde hat. — Wäre nicht zufällig ein Poet, Ladislaus Pyrker, damals Abt zu Lilienfeld, dahinter gekommen, man wäre vielleicht noch um den Genuß. Pyrker erfuhr von Holzhauern, daß im Frühling ein Waſſer viele hundert Fuß hoch von den Felſen ſtürze; er ließ ſich mit Mühe und Gefahr bis an Ort und Stelle leiten, und dann ſogleich einen Weg bahnen, der den Waſſerfall für Jedermann zugänglich machte.

Man geht eine Zeitlang an ſteilen Felswänden hin, durch Tannendickicht und über moorige Waldwieſen, bis man zu den Schleuſen gelangt, in denen das Waſſer in der heißen Jahreszeit, wo es ſpärlicher fließt, geſammelt wird, um dem Falle die ganze Großartigkeit geben zu können. Von da kommt

man auf eine Brücke, die über dem ersten Durchbruche des Falles hängt, auf zwei mächtige Felsblöcke gestützt. Wenn das Wasser darunter hinschießt, ist es kaum möglich, seiner Sinne mächtig zu bleiben. Der Treppenweg bis zur Tiefe ist bereits sehr beschädigt und bedarf dringend einer Ausbesserung. Ich, im Gebirge geboren und des Kletterns von Jugend auf gewohnt, hatte viele Mühe bis an den Fuß des Wassersturzes zu gelangen, wo der untere Theil desselben in seiner Breite und Herrlichkeit sichtbar ist. Aus drei kleinen Hütten, auf verschiedenen Punkten sehr zweckmäßig errichtet, kann man den ganzen Fall sehr gut übersehen. Der Fall hat 395 Fuß Länge (274 Fuß senkrechte Höhe); wenn er im Frühling

„Bergtrümmer wälzt und Fichtenstämme schleudert"

muß das Schauspiel ohne Frage großartiger seyn als das des Rheinfalles bei Laufen.

Schade, daß, wenn der Weg nicht ausgebessert wird, die Freude nicht mehr lange währen kann. Es freute mich, als die Cotta'sche Buchhandlung eine neue Auflage von Pyrkers poetischen Werken veranstaltete; die östreichische Regierung sollte diese Brücke, die ebenfalls ein poetisches Werk Pyrkers ist, auch neu auflegen lassen; es kommt ihr ja sonst auf neue Auflagen nicht an!

Wir mußten nun noch den Josephsberg, der unter die schändlichsten Passagen Europas gehört, und dann noch den Sebastiansberg überschreiten, ehe wir nach Mitterbach kamen, dem Grenzdorfe der Steiermark. Vor dem Mauthause hielten wir an, drei dralle Dirnen, die keine Köpfe hatten, was nebenbei gesagt in der Mark zu den Raritäten gehört, brachten uns steierischen Wein, und einen Grützbrei, und bespritzten uns, einem alten Brauch zu Folge, mit Wasser. Nach dieser Ceremonie, die meine Blouse und meine Kehle gleich unangenehm afficirte, steuerten wir geraden Weges auf Maria-Zell zu, das reizend zwischen himmelhohen Bergen liegt.

IV.

Maria-Zell.

(Brieffragment.)

Abends 9 Uhr.

Die Lichter werden in der Kirche angezündet, eine lange Prozession zieht unter feierlichem Gesang durch die lange graue Kirche; jeder trägt eine brennende Kerze auf seinem Pilgerstab und in den Kapellen flimmern die ewigen Lampen.

Eine Glocke klingt, — der Gesang, der begeistert die ganze Wölbung überschwoll, schrumpft in einem Augenblick zu Geflüster und Gemurmel zusammen, — ein Hauch des Glaubens weht über die gesammte Menge, auch mir drückt es den Kopf auf die Brust, und ich stehe gebückt und befangen unter ihr. Es ist ein einziger wunderlicher Anblick, — der Weihrauch wirbelt in die Höhe — die Gewänder der Priester funkeln — in den massiven silbernen Leuchtern und Engelsgestalten vor dem Gnadenbild spiegelt sich der tausenfache Lichterglanz. —

„Heilige Maria bitt' für uns!"

Morgens 9 Uhr.

Das Tageslicht macht vernünftig. Heute Morgens habe ich die lange, triste Kirche genauer besehen, die nur ein graues Futteral ist über die kleine, schwarze Gnadenkapelle, die in der Mitte steht, von einem mannshohen silbernen Gitter eingeschlossen. Diese Kapelle, welche das berühmte Marienbild umschließt, vertritt die Stelle des Hochaltars, — die Wände der großen Kirche sind, so weit man hinaufreichen kann, mit Namen und Inschriften bekritzelt; am Tage wird auch der Schmutz recht sichtbar, den die frommen Pilger in der Kirche zurückgelassen haben, es ist

drinnen kothiger, als auf der Straße draußen. Die Votivtafeln, deren Zahl in die Tausend gehen mag, sind meist kleine, schlichte Bilderchen, unter denen sich ein paar große Oelgemälde in funkelnden Goldrahmen sehr aristokratisch ausnehmen. Der Klosterschatz, von dem man so fabelhafte Geschichten erzählt, ist nun ziemlich unbedeutend, die Mutter Gottes hat zur Zeit der französischen Kriege und des Staatsbankerottes bedeutende Vorschüsse leisten müssen. Dem Kaiser Franz kam es sehr zu statten, daß die Mutter Gottes in Zell, Johann von Nepomuk in Prag, und einige andre Heilige so gut bei Casse waren, — bei ihnen zu borgen ist auf jeden Fall profitabler, als eine Anleihe bei Rothschild. Der Schatz ist übrigens ohne Geschmack geordnet, bestaubt und schmutzig: er ist nichts, als eine Sammlung Herzen und kniende Pilger von Silber.

Goethe sagt:

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind,"

und es ist wirklich merkwürdig, welche Wunder der Glaube noch heute hervorbringt, nicht allein bei lahmen Beinen und gebrochenen Armen, sondern auch bei gebrochenen Herzen. Mir kommt die Kirche wie der heilige Hain vor, in welchem

Oreſt ſeine Furien los wurde, die geheime Polizei der Hölle.

Maria-Zell iſt nach Loretto und San Jago di Compoſtella, unſtreitig der berühmteſte Wallfahrtsort der katholiſchen Chriſtenheit. Obwohl dieſer fromme Unverſtand überall merklich abnimmt, ſo geht die Zahl der Pilger noch immer in die Tauſende.

V.

Die ſteierſchen Schlöſſer. — Grätz. — Marburg.

Hinter dem Gnadenorte verliert ſich der Weg in den rieſigen Bergen, welche um den Flecken wie Wächter um eine Königswiege ſtehn. Die Straße iſt ſchwarz von den Kohlen und Metallſchlaken mit denen ſie beſtreut wird, ſtatt des Schotters, und führt an dem großen kaiſerlichen Eiſenhammer vorbei, um welchen in tiefer Thalſchlucht die Häuſer und die Bundesladen der Knappenſchaften maleriſch gruppirt ſind. Wir verließen Maria-Zell zu Fuß, das Felleiſen auf dem Rücken, den eiſenbeſchlagenen Berg-

stock in der Hand, denn der Weg von da nach Grätz ist keine eigentliche Heerstraße, obwohl sie mitunter selbst vom schwersten Fuhrwerk beengt wird. Ich freute mich kindisch, als ich wieder in die frische, freie Luft, in die waldigen Höhen hineinschritt, die offene Brust vom Abendwinde gekühlt, die Haare unter dem Strohhute lang rückwärts flatternd, mein Auge in dem Reiz der Landschaft untersinkend; es giebt doch nichts schöneres als eine Fußreise im Gebirge! —

Wir blieben in einem schlechten Wirthshause zu Nacht, die „Wegscheide" genannt, und mit dem ersten Frühroth stiegen wir den Seeberg hinauf, dessen erster Absatz der Brandhof schmückt, das in tiefer, stiller Einsamkeit gelegene Jagdhaus des Erzherzogs Johann, dieses merkwürdigen Charakters, der freiwillig auf alle Vortheile seiner Geburt und seiner Stellung verzichtend, ein idyllisches Leben zwischen den Bergen der Steyermark führt. Es finden wenige Berührungspunkte zwischen dem Erzherzoge und der übrigen Familie statt, welche Entfernung selbst der Tod Franz des Ersten nicht aufzuheben vermochte. Alle Brüder des Erzherzogs haben bei der jetzigen Lage der Dinge eine wichtige Stellung im Staate; er war nicht zu bewegen, seine ihm liebgewordene Einsamkeit zu verlassen.

Er hatte im Anfange der Regierung Franz des Ersten im aktiven Militärdienste gestanden und später das Comando über die Armee erhalten, welche das Vordringen der Franzosen von Illyrien aus verhindern sollte. Der Verlust der Schlacht von Wagram wird seinem verspäteten Eintreffen zugeschrieben, und nach dieser Schlacht verließen beide, Erzherzog Carl und Johann das Heer, um nie wieder an die Spitze desselben zu treten. Carl blieb in Wien, Johann zog sich in die Berge der Steyermark zurück, wo er der Jagd, der Berge und Bäume froh ward, und sich endlich auch in die Tochter eines Postmeisters verliebte. Franz der Erste, ein eben so stolzer Edelmann wie Ludwig der Achtzehnte von Frankreich, dem es schwerer wurde, seine Tochter an den Parvenü Napoleon zu vermählen, als ihm seine reichsten und schönsten Provinzen abzutreten, willigte äußerst ungern in die Mesallianze seines Bruders, der indeß nicht nachgab und seine Geliebte, die zur Baronesse von Brandhof erhoben wurde, auch heirathete. Er lebt nun mit seiner Familie und seinen Gemsen, deren Schutzpatron er ist, im Gebirge und spielt dort ungefähr die Rolle des rauschebärtigen Eberhard von Würtemberg. Jedermann kennt ihn, und wer ihn dahin schreiten sieht in steierischer Jägertracht, Gemsbart auf dem Hütlein, den Stutzen auf der Schulter,

oder auf einer Felsklippe ruhen und hinabschaun ins waldüberrauschte Thal, der würde Keinen vom stolzen Hause Habsburg in ihm vermuthen.

Der Brandhof ist ein niedriges Gebäude, das keineswegs wie ein Pallast aussieht, eine Kapelle mit einem Glockenthürmlein ist das einzige Auffallende daran. Vor dem Hause ein kleiner Grasplatz mit Blumen, hinter demselben steigen in einiger Entfernung mächtige Berge empor, deren fernste, äußerste Spitzen ein ewiger Schnee versilbert. — Der Brandhof ist aber nur der Schlüssel zu der entzückendsten Parthie der steirischen Alpen, jenem langen in Nebel verlaufenden Thal, das die *Seewiese* heißt.

Hier möcht ich ewig stehen
Und schaun ins tiefe Thal,
Wo von den weißen Höhen
Staubwasser niederwehen,
Im Morgensonnenstrahl.

Um Felsen, Tannenbäume,
Kreisen die Adler kühn,
Indeß, wie lichte Träume,
Die rosigen Wolkensäume
Am Himmel weiterziehn.

Da herrscht ein stilles Leben,
Ein Frieden mild und süß,
Als könnt' man sich erheben
Hier aus dem Erdenleben
Ins lichte Paradies!

Als wir den Berg hinabstiegen, an verwitterten Wegsteinen und Marienſäulen vorbei, denn dieſer Weg ward früher viel von den Pilgrimen aus dem Süd befahren, — gewahrten wir zu unſerem Schreck, daß die paradieſiſche Seewieſe uns zur Rechten bliebe und wir nur an die Grenze des gelobten Landes gelangen ſollten, das im Nebel ſich verlor. Ich malte mir hinter jenen Alpen und Felſen ein glückſeliges Land, und ſteuerte weiter dem Süden der Mark zu, aus den Bergen heraus, in das offene Land. Im Dorfe Aflenz ſahen wir uns nach einem Wägelchen um, denn auf der ſtaubigen Poſtſtraße nach Grätz hin, iſt kein luſtiges Wandern. — Wir ſprachen die Wirthin zu Aflenz um eine Fuhre an. — Das Haus liegt an der Straße, eine Copie von Stauffachers Haus:

Das nach dem Richtmaaß ordentlich gefügt —
zu äußerſt
Am offnen Heerweg ſteht, ein gaſtlich Dach
Für alle Wandrer die des Weges fahren!

Die Wirthin nickte und verſchwand, nachdem ſie Wein und Käſe vor uns hingeſtellt hatte und ihr kleiner Junge kam nach einer Weile herein und meldete, wir könnten nun aufſteigen. Vor dem Hauſe ſtand auch ſchon das Wägelchen parat. Der Gaul ſcharrte und ſtampfte, — wir eilten uns zurecht zu machen, und warteten nur noch des Kutſchers. Zu unſerem Erſtaunen trat die Wirthin ſelbſt an das Fuhrwerk, die Peitſche in der einen, den Futterſack in der andern Hand, den die ökonomiſche Frau mitnahm, um nicht im Brucker Wirthshauſe den theuern Hafer bezahlen zu müſſen. Sie ſah recht amazonenhaft aus, — in den Ohren und am Halſe funkelte der goldne Schmuck und auf die dicken braunen Haare hatte ſie das ſchwarze Sammtbarett geſtülpt:

Der Frauen dieſes Landes
Gewohnte Schläfezier!

Sie ſchwang ſich in das Wägelchen — in unſere Mitte, — wir ſaßen zu Drei auf dem einen Sitz und nicht allzubequem, — indem die märkiſche Penthesileja es direkt ausſchlug, auf unſerem Schooß Platz zu nehmen. Sie kutſchierte übrigens vortrefflich, — wir paſſirten einige Kohlenwagen, ohne daß ſich die Räder verfingen, und einen blaugedrückten Schenkel abgerechnet, nahmen wir keinen

weitern Schaden. So passirten wir den Wespenstein, eine schöne Halbruine, durch deren Thor die Straße geht und die sehr malerisch, wie fast alle steierischen und kärnthnerischen Ruinen, zwischen Bergen liegt, von einem brausenden Wasser umflutet. Vor Bruck, der Kreisstadt, bat sie uns auszusteigen, — indem sie, um die Mauth zu sparen, vor dem Thore einstellen wolle. Der wahre Grund aber mochte die mannigfachen Zeichen von Verwunderung seyn, mit welcher die an dem schönen Sommerabende spazierenden Städter, das seltsame Fuhrwerk betrachteten.

Bruck ist eine alte Stadt, einst eine Grenzfeste. Das alte weitläuftige Schloß, das den Umfang einer ziemlichen Festung hat, liegt gebrochen und wüst auf dem Berge, der die Stadt beherrscht. Wir widmeten eine ganze Stunde der Politik, indem wir die „Grätzer Zeitung“ lasen, — und machten uns dann mit einbrechender Dunkelheit auf den Weg, um noch bis Röthelstein zu kommen, einem Dorfe, in dessen Nähe die „Drachenhöhle“ liegt, eine Tropfsteingrotte, aus welcher der selige Kollmann eine Räuberkomödie gemacht hat, die ich schauerlich durchfallen sah, trotz eines Eisenhammers, der auf dem Theater in voller Thätigkeit arbeitete. Es war schon ziemlich dunkel geworden, als wir

anlangten, und an einen Besuch der Höhle nicht mehr zu denken, die übrigens keineswegs leicht und bequem zu ersteigen ist, und deren Besuch überdieß sehr von der Witterung abhängt. Wir ließen uns daher die Sage erzählen. Sie ist einfach, und es giebt ähnliche fast in allen deutschen Ländern, — ja schon in der tausend und einen Nacht giebt es eine solche kluge Magd, die eine Räuberbande verräth. In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, der mit Steyermark sonst nicht viel zu thun hatte, trieb sich in dieser Gegend ein Haufe herrenloſen Kriegsvolkes umher, das sein Schandgewerbe, Plündern und Sengen trieb und die Bauern durch allerhand Gespensterspuck einschüchterte. Niemand wagte aber den Schlupfwinkel dieser wüsten Gesellen aufzufinden, — die oft wie aus der Erde zu wachsen schienen und ebenso flink wieder verschwanden. Unten im Thale aber giebt es viele Eisenschmiede, handfeste Leute, die mit Hämmern und Pochen wohl umzugehen wissen, die das böse Treiben wie billig sehr verdroß, und der Bande auf den Dienst lauerten. Nun wurde diese durch die Magd eines Eisengewerkes verrathen. Die Magd hatte nemlich ein Liebesverständniß mit dem Sohn des Gewerken, das aber nicht ruchbar werden durfte vor dem Alten, und gab ihm ein Stelldichein in der Drachenhöhle.

einem schauerlichen verrufenen Orte, von wo einst ein Lindwurm lange Zeit das Land beschädigt hatte und nur mühsam erlegt worden war. Die Meinung des Volkes machte die Höhle zu einem Teufelsschloß, und solches Gerede wußten die Gesellen, die daselbst ihr Hauptquartier aufgeschlagen, wohl zu unterhalten, indem sie, ihrem Gewerbe nach, mit dem Teufel auf gutem Fuße stehend, allerhand Feuer- und Larvenspuk trieben, und selbst die herzhaften Eisengewerken so einschüchterten, daß diese den verrufenen Ort vermieden. Als nun die Magd mit ihrem Liebsten in der Höhle saß, vernahmen sie Schritte und Stimmen Mehrerer und huschten hinter einen Stein, wo sie versteckt den Plan ausheckten hörten, die Eisenschmelze auszuplündern und das ganze Haus zu ermorden. Da warteten sie ab, bis die Räuber fort waren und liefen heim. Aber die Räuber sahen und verfolgten sie, und des Gewerken Sohn vertheidigte sich mannhaft, bis die Magd entkommen war, und wurde von den Räubern gefangen und in die Höhle geschleppt. Die Magd aber lief hinab und erzählte was sie gesehen, — worauf die Gesellen alle mit Wehr und Fackeln zu Berge zogen und den Eingang der Höhle besetzten. Die Magd aber führte einige der muthigsten vertrauungsvoll durch die dunkeln Gewölbe und Hallen,

bis sie an einen Teich gelangten, an dessen Ufer sie den Gefangenen mit allerhand Raub und Schätzen an den Fels geschmiedet fanden. Die Räuber, dieses Ueberfalles nicht gewärtig, saßen indeß in einer entgegengesetzten Halle und tranken, indem sie nicht glaubten, daß man wagen würde einzudringen, und sie von dieser Seite zu fassen. Als aber die Magd und ihre Begleiter den Eingang wieder erreicht hatten, zündeten sie ein großes Feuer an, und mußten die Räuber alle ersticken. Diese Sage ist übrigens eine der bekanntesten und verbreitetsten in der Mark, was für die Sagenpoesie und den Reichthum an solcher nicht sonderlich spricht.

Das eigentliche Ruinenterrain der Steyermark geht aber erst hinter dem Marktflecken Frohleiten an, in dessen Nähe der Pfannenberg und Rabenstein, die stolzen Sitze zweier Grafengeschlechter, liegen. Den Pfannenberg sahen wir nur von ferne, denn den weiten Umweg aufs linke Ufer der Muhr zu machen und den Bergwald hinauf zu klettern, auf dem die Veste liegt, war uns zu beschwerlich, um so mehr als der Rabenstein, auf dem diesseitigen rechten Ufer gelegen, uns im Wege lag. Das Pfannenberger Schloß besteht aus einem länglichen Viereck, mehrfach von

Thürmen unterbrochen, und scheint daſſelbe nicht ganz verfallen zu ſein, obgleich es in ſeiner einſamen dicht umbuſchten Lage ganz unwohnlich und unbewohnt ausſieht.

Der Mittag war indeß ſo heiß und ſchwül geworden, daß wir nur mit Mühe den Schloßberg zum Rabenſtein erkletterten. Dieſes Schloß, jedenfalls erſt im ſechszehnten oder gar ſiebenzehnten Jahrhundert erbaut oder doch reſtaurirt, liegt auf einem vorſpringenden Felſen über dem Spiegel der Muhr hinaus und wird von einem noch ſteileren und doppelt höheren überragt, auf deſſen Spitze Burg- und Thurmtrümmer zu einem Adlerneſt zuſammengeſchrumpft erſcheinen. Wir gingen durch einige Bauergärten bis wir auf eine Art gepflaſterten Fahrweg kamen, der — obwohl zerfallen und grasbewachſen — bis zur Pforte der Veſte führt. Noch prangt ein ſteinernes Wappen darüber — die Zeichnung in meinem Reiſetaſchenbuche iſt zu klein und zu verwiſcht, um die einzelnen Felder und Deviſen deſſelben mehr anführen zu können. Es iſt ein Doppelwappen mit einer Grafenkrone bedeckt — beide Schilder waren uns aber fremd. Der noch zum großen Theil gedeckte und wohl erhaltene Theil der Burg iſt von verfallenen Mauern und verſchütteten Souterains

umgeben — in einer Art Keller, der in frühern Zeiten vielleicht zum Verließ gedient hatte, wohnt eine arme Bauernfamilie, deren Kinder uns neugierig anstarrten, so wie die Ziegen, die im Schloßhofe weideten. Wir durchkrochen so viel als wir ohne augenscheinliche Gefahr, Arme und Beine zu brechen, wagen konnten und wunderten uns über die Weitläuftigkeit und Pracht dieses Schlosses, das in einer so schönen Gegend wüst liegt und jetzt mit der Hälfte der Summe, die ein bescheidener Neubau kostet, stattlich wieder hergestellt werden könnte. An Steinen und Bauholz ist hier kein Mangel — in unserer friedlichen Zeit brauchte es die Mauern und Wälle nicht mehr — nur das wahrhaft königliche Hauptgebäude, das frei und stolz auf dem Felsen liegt, weitsehend und weitsichtbar, sollte dem Untergang entzogen werden. Wie schön müßte es hier zu hausen sein, im warmen reichen Bergland, unter hallenden Wäldern, wo es Jagd, unter Weinbergen, wo es Trauben giebt! Der prächtige Rittersaal, aus dessen Fenstern man eine entzückende Aussicht genießt, ist mit mythologischen Fresken ausgeschmückt, von denen die meisten, trotz Wind und Wetter, ziemlich wohl erhalten sind.

Wir hatten uns, von den Forschungen und Entdeckungsreisen ermüdet, unter einem Hollunderbusch an der Wand des Schloßhofes niedergeworfen und aßen im Schatten unser Mittagbrot. Während ich aber aufstand und zu dem noch kärglich fließenden Brunnen ging, um meinen Lederbecher zu füllen, trat eine stolze Frauengestalt in den Hof, den Strohhut auf den wogenden Locken, den Sonnenschirm in der Hand, und kam grade auf den Brunnen zu, indem sie mich um einen Trunk ersuchte. — Mein Gefährte riß die Augen weit auf über diese in den Hof wie hereingewehte Erscheinung. Sie gab den Becher mit einem verbindlichen Dank zurück und wollte die Ruine wieder verlassen. Meinen Gefährten überkam jedoch ein Anfall von Galanterie, an welcher er selten leidet, und er trat, sich das Fett vom Munde wischend, mit einem Stück kalten Braten und einer unangebrochenen Semmel vor die Fremde und lud sie ein, mit uns „verlieb zu nehmen". Die Fremde lehnte höflich ab und wandte sich zum Fortgehen, aber nicht durch das große Thor, durch das wir und sie gekommen waren, sondern durch ein kleines Pförtchen, das auf den Felsen führte, auf dem die obere Feste lag. Ich fragte sie, ob der Fels zu ersteigen wäre, sie antwortete lächelnd „wenn die

Herren so klettern mögen wie ich — gewiß!“ Ich nahm das Felleisen auf und folgte ihr zum großen Verdruß meines Gefährten, der die Expedition lieber bis zur Abendkühle verschoben hätte. Die Fremde zeigte sich seltsam rüstig und flink im Hinaufsteigen und bedurfte meiner Hülfe kaum — sie kletterte mit Hülfe ihres dünnen Sonnenschirmes eben so rasch und sicher, wie ich mit meinem Bergstock mit sechs Zoll langer Eisenspitze. Der Weg war mühselig, wir ruhten zum öfteren aus und brauchten mehr als eine halbe Stunde den Gipfel zu erklimmen. Oben belohnte uns jedoch außer der Fernsicht auch noch ein kühlendes Lüftchen. Die Fremde, welche bisher geschwiegen hatte, nahm jetzt mit einem Ausruf der Freude den Strohhut ab und lüftete den Ueberrock etwas, als wollte sie die Brust erleichtern. Sie nahm sich malerisch auf der überhängenden Felsspitze aus — ihre Locken flatterten von den glühheißen Wangen zurück, und sie deutete mit der Hand über die Vorberge hinaus in die verschwimmende Landschaft: „Dort ist Grätz“. Ich konnte nun einige Augenblicke unverwandt die schöne Erscheinung neben mir betrachten; sie war so edel gewachsen, das graue Kleid schmiegte sich so verführerisch im Windeszuge an die vollen Glieder,

daß aller Reiz der Landschaft durch den Reiz meiner Nachbarin absorbirt wurde — da wandte sie plötzlich den Kopf und ertappte meine Augen auf ihrem Streifzuge. Sie maß mich mit einem sonderbaren Blick und fragte mit einem Lächeln des Spottes, das ihr allerliebst stand: „Sie sind sehr ruhig beim Anblick der schönen Landschaft — wären Sie Poet oder Maler, sie müßten entzückt sein!

„Zufällig pfusche ich in beides“ antwortete ich ebenfalls etwas pikirt, aber Poeten und Maler sind — „Männer“ fiel sie rasch ein, — sehen sie doch ihren Gefährten an, dem die Expedition wenig Freude zu machen scheint, denn er ist noch kaum auf dem halben Wege — wenn der auch Poet oder Maler ist, so darf man ihm seine Lässigkeit nicht verzeihen. —

„Ich versicherte meiner Gefährtin, wie das schönste Thema für Poesie und Malerei immer ein schönes Weib sei — und wie ich hier, ein paar tausend Fuß über der Meeresfläche, nicht anstünde, ihr ins Gesicht zu sagen, wie schön sie sei“. —

Ich hatte mich dabei auf den weichen Rasen hingeworfen und rings von den Dornhecken wilde Rosen und aus dem Moose Rothveiglein abgeblümt, die ich so gut es anging zu einem Kranze

flocht, den ich mit einer Schnur von Besatz meiner Blouse umwand. Er wurde grade groß genug, um fest auf dem uppigen, vielfach gewundenen Zopfe der Dame zu sitzen.

„Wären Sie ein Poet, so hätten Sie Verse gemacht, sagte sie, das lockenreiche Haupt neigend, als ich ihr mit dem Kranz nahte, und hätten sich einen von mir flechten lassen, das ist das alt. Herkommen!“

Mein Gefährte kam jetzt keuchend auf dem Gipfel an — warf einen sehr verdrießlichen Blick auf uns und auf die Landschaft, welche sich, wie er meinte, von unten eben so schön ausnähme, und suchte sich im Innern der Ruine einen schattigen Platz zum Ausruhen.

Ich versicherte, daß mich dieser Spott von meinem Grundsatze, keine Dame mehr anzusingen, nicht abbringen könnte, aber ich wäre erbötig, ihr einen andern Beweis zu liefern, daß ich wirklich zu dem dubiosen Geschlecht der Schriftsteller gehöre — indem ich die ganze Geschichte von der Ascension des Rabensteins, und was wir hoch über der Welt verhandelt hätten, an das Publikum verrathen wolle.

Das mögen Sie getrost thun, sie wissen meinen Namen nicht — ich bin ein weiblicher

Kalof für Sie — und wenn Sie dem Publikum nichts weiter erzählen als die gleichgültigen Worte, die ich sprach, so wird man Ihnen wenig Dank dafür wissen! Ich verschwinde jetzt in dem Gebüsch dort, und jede Spur meiner fabelhaften Erscheinung geht für Sie verloren. —

„Das soll sie nicht" antwortete ich so höflich als möglich — begegne ich Ihnen jemals wieder, so verfolge ich Ihre Spur bis ans Ende der Welt!

„Sie haben Recht, daß Sie das aufschieben, denn meine Spur geht graden Weges nach Frohleiden zurück! und ich gebe Ihnen vollkommen Recht, daß Sie den Weg nicht noch einmal machen wollen! An dieser edlen Uneigennützigkeit erkenne ich den Troubadour". —

Nun überkam mich auch eine kleine Malice — „oder den blasirten Großstädter, der selbst für ein so interessantes Abentheuer gleichgültig ist, wie das vorliegende, weil es mit einiger Unbequemlichkeit verknüpft ist! Die Extreme berühren sich, aber glauben Sie immerhin, es sei der zarte Gehorsam des Troubadours, der mich abhält, Ihre Schritte zu verfolgen!"

„Nicht so, mein Herr!" entgegnete sie, ich wollte Sie nicht empfindlich machen — unsere Begegnung war eine zufällige, wie könnte ich auch

glauben, daß sie einen Eindruck nachlassen kann, der länger währt als die Minute, der Sie zu einem neuen bedürfen. — Ich bin Ihnen für den Kranz eine Gegengabe schuldig — und bedaure, Ihnen nichts bieten zu können, daß Ihrer Mühe werth wäre — ich habe nicht einmal einen Ring an den Finger gesteckt. —

„Schenken Sie mir doch einen Zwanziger', unterbrach ich sie mit einiger Bitterkeit „denn ich sehe, daß Sie eine Börse am Gürtel tragen" — und meinen Hut lüftend, springe ich den Felsweg hinab. Auf dem ersten Plateau angekommen, rollte ein Stein von der Höhe zu mir hernieder — ich blickte auf; die Fremde hatte die Schleife von ihrer Brust gelös't und sie hinabgeworfen. Das Band flatterte, von einem tückischen Winde getragen, über die Felsenwand und blieb an einem Dornbusch hängen. Ich warf das Felleisen von mir und rang mich, zuweilen auf allen Vieren kriechend, mit zerrissenen, blutigen Händen bis zum Strauche hin. Die Erde rollte unter meinen Füßen fort und ich blieb einen Augenblick über der Tiefe hängen, indem ich den Stamm des Busches festhielt und mit dem Stocke nach der Schleife hakelte. Ich warf einen Blick hinauf — die Fremde stand weit vorgelehnt auf dem Felsen

über mir — ich hatte kaum das Band erlangt, so setzte ich das Knie in den Dornbusch, faßte ein Tannenstämmchen neben an und stand nach ein paar Minuten wieder oben vor ihr, blutig und kothig, und überreichte ihr die Schleife. Sie schlug betroffen die Augen nieder. „Es sah fürchterlich aus, sagte sie endlich halblaut, ich hatte zwar keine Sorge um Sie, denn ich sah, daß Sie gut klettern — aber die Schleife war es nicht werth, daß Sie ihre Hände blutig gerissen haben! Sie war Ihnen zwar nicht bestimmt, aber nun soll sie Ihnen bleiben — denn Sie haben sie mit Ihrem Blute erkämpft!“

Also die Schleife war den Winden und Wolken bestimmt, als Sie selbe hinabwarfen? — ich will Wind und Wolke nicht um ihren Raub betrügen!

Und zum zweitenmale sprang ich den Fels hinab, während auch mein Gefährte gähnend aus dem Innern des Thurmes trat. Ohne umzusehen kam ich unten im Schloßhofe an, und nachdem ich mir Blut und Erde von den Händen und vom Gesicht gewaschen, schritt ich in den Wald hinein und erwartete unter einer Riesenfichte meinen Gefährten. Er kam lange nicht, von der Spitze des Felsens konnte ich nur die Rückseite des Thurmes

sehen. Da gewahrte ich mit einem Male einen flatternden Schleier, — und einen Augenblick später die halbe Figur der Fremden, die mit der einen Hand sich auf die Böschung stützte, mit der andern den Schleier auf dem Hute zurückhielt. Mein Gefährte kam brummend angetrabt, ein Papier in der Hand. —

„Was hat es denn oben gegeben?“ fragte er, „die Fremde bat mich um Papier und Bleistift, kritzelte ein paar Worte und steckte das Billet mit einer Nadel zu!“

Ich riß es auf und las einige Worte, die als Ersatz für die Schleife dienen sollten, — welche die Dame zum Gedächtniß meines Bergsturmes behalten wollte; — dies Billet war mit lateinischer Schrift geschrieben; zwei ausgestrichene Worte zeigten, daß sie es französisch begonnen hatte. Die Antwort auf das Billet blieb ich bis jetzt schuldig; sollte der Dame dies Buch zufällig in die Hände kommen, so mag sie doch wissen, daß der Zufall mir den Namen des „weiblichen Kalof“ ebenso gefällig verrathen hat, wie den des männlichen der Turandot. —

Ich sah sie in Wien wieder, — und ein Freund, der alle Livreen der Residenz kennt, nannte mir ihren Namen. — Der Rock ihres Bedienten zerstörte das mit solcher Sorgfalt bewahrte Inkognito! —

Wir gingen an den halbverfallenen Burgen von Pegau und Kösting vorbei, und kamen endlich in Grätz an, der reizend gelegenen Hauptstadt der Mark. Diese Stadt ist von vielen Touristen beschrieben worden, da sie auf der Heerstraße nach Italien liegt, und ich kann eine Beschreibung derselben unterlassen, da ich sie stets zu flüchtig berührte, um sie charakterisiren zu können. Grätz ist diejenige Provinzialhauptstadt, welche am längsten zu Oestreich gehört, und hat wenig Eigenthümlichkeiten ihrer selbstständigen Vergangenheit übrig behalten. Auch ihre historischen Monumente sind nicht zahlreich und bedeutend genug, um so mehr, als die Schicksale der Mark mit denen Oestreichs meist zusammenfallen. Die Mark ist auch von allen Ländern, welche nach und nach unter der Krone der Habsburger vereinigt wurden, die treuste Anhängerin dieses Herrscherhauses geblieben. Das Stammland selbst war in den Zeiten der Religions-

kriege im Aufstand gegen seine Herrscher, denn Ritter wie Bauern erhoben sich, und ängstigten den Kaiser in seiner Hofburg! Ein einziger Reaktionsversuch berührte die Mark in späterer Zeit, aber auch dieser war isolirt und ging nur von einigen Edlen aus, an deren Spitze Graf Tattenbach stand, der Gouverneur der Mark. Der Hauptschlag der Reaktion, deren Häupter die ungarischen Herren Wesselenys, Zrini, Nadaski und Frangipani waren, sollte von Pesth ausgehen, — und galt eigentlich der Wiederherstellung des ungarischen Wahlreiches. Der Anschlag mißlang, — die Häupter bezahlten mit ihren Häuptern und auch Tattenbach wurde zu Grätz hingerichtet; er starb trotzig und racherufend. Früher schon war die böhmische Opposition, die kühnste von allen, durch die Schlacht am weißen Berge und den Bluttag zu Prag zerschmettert worden, und jener Versuch überhaupt der letzte bedeutende, gegen die Souverainität des Hauses Habsburg.

Von Grätz aus fuhren wir nach Marburg, dem Mittelpunkte des steierischen Weinlandes, wo der berühmte Benediktinerwein wächst, der die Eigenschaft hat, die friedfertigsten Leute streit- und händel-

I.

(Brieffragmente.)

In einem windischen Wirthshause.

Wie abscheulich das Wetter! Wir sind durchnäßt bis auf die Haut, und die Blousen liegen uns kothig und steif, wie Bleichwäsche auf dem Leibe. Wir waren genöthigt in ein windisches Wirthshaus zu flüchten, das hart an der Grenze von Kärnthen liegen muß. So sehr es aber draußen stürmt und gießt, ist die Stube voll vergnügter Leute. Hier begegne ich, an der äußersten Grenze germanischen Landes, wieder der slavischen Nationalität, von der, trotz vielhundertjähriger Vermischung und Entartung, in diesem Striche Landes, noch immer Spuren vorkommen. Wie hat doch die Völkerwanderung die Stämme des großen Slavenvolkes durch einander gemischt; — hier dieselbe Sprache, derselbe Stamm

wie in Meklenburg und der Lausitz. — Ich verstehe nur wenige Worte, aber es freut mich, daß die Bauern unter einander nicht deutsch reden, sondern die Sprache ihrer Väter, welche einst in diesen Landen herrschten. Der Wirth bläst die Trompete, ein anderer Winde geigt und die Burschen drehen sich lustig und unbekümmert, immer toller, je wüthender es draußen regnet. Die Leute haben nichts, als jungen schlechten Wein, — ich fürchte, er wird bald in den Köpfen der Tänzer seine Wirkung thun. Ein Bursche in knappen Lederhosen sitzt ärgerlich auf der Ofenbank und verfolgt einen andern, der städtisch gekleidet ist, und mit einer drallen, frischen Dirne tanzt. Es scheint ein Handwerksbursche zu seyn, der aus der Fremde in sein heimisches Dorf zurückgekehrt ist, — er trägt einen runden Hut und raucht Dreikönigstaback, — Grund genug, ihn zu beneiden, wenn er auch nicht mit dem hübschesten Mädchen tanzte. Der Eifersüchtige erhebt sich von der Ofenbank und wirft noch einen giftigen schielenden Blick auf seinen Rivalen. Er zieht noch ein Paar müssige Bursche vor die Thür unter das überhängende Schutzdach der Haustreppe, das Complott ist fertig, — der aristokratische Handwerksbursche wird wahrscheinlich beim Nachhausegehen fürchterlich durchgeprügelt

werden. Die Verschworenen haben in rapider Schnelligkeit einen Krug jungen Wein ausgetrunken, ich möchte dem destinirten Märtyrer gern einen Wink geben, wenn es nur ohne Aufsehen geschehen könnte.

Sie haben nicht einmal bis zum Nachhausegehen gewartet, — die Prügelei geht schon recht lustig in der Stube los. Aber der Aristokrat hat Anhänger gefunden; — ich sehe einen baumlangen Kerl, der sich aus dem Beutel mit Dreikönigstabak seine Pfeife stopft und drohend in den Lärm hineinschreit. Einen Moment später und einer der Verschwornen taumelt, von einer riesigen Ohrfeige getroffen zur Thüre hinaus. — Ich schreibe ruhig unter dem Höllenlärm und bin nur bange, daß mir einer an den Tisch rennt, darauf mein Dintenzeug steht. —

Die Schlacht ist vorüber, — die Verschwornen sind zur Thüre hinausgeworfen, und da es tüchtig regnet, läuft Jeder nach Hause. — Die Sieger sehen erhitzt aus und der Aristokrat belohnt seine Freunde mit dem Inhalt seines Tabacksbeutels. Ich habe ihm einen — wenigstens negativen — Dienst dadurch erwiesen, daß ich einem der Ver-

schwornen meinen Stock versagte, dessen lange Eisenspitze leicht den Kampf zu einem blutigen gemacht hätte.

Wir müssen nun bald zu Bette gehen, — auf dem Heuboden wird eine Streue zurecht gemacht, und allem Anscheine nach wird ein Theil der lustigen Gesellschaft mit uns hier übernachten.

Morgens.

Der Himmel ist noch so aschgrau und der Regen so heftig, daß wir noch nicht fort können. Bis Mittag wird es wohl besser werden, denn der Wind hat sich gedreht und ist stärker geworden. War das eine Nacht? Das Lager auf dem Heu wäre noch gar nicht so übel gewesen, aber da Bauern und Mägde auf demselben Boden übernachteten, hat es ein kleines Scharmützel im Dunkeln gegeben, welches beweist, daß die Winden noch nicht reif für den Saint-Simonismus sind. Ich war nemlich mit meinem Gefährten früher als die übrigen hinaufgekrochen, und wir hatten uns in einem Winkel ein ganz bequemes Lager eingerichtet. Unsere Ruhe dauerte aber nicht lange. Die Bauern stiegen mit ihren geschmierten Stiefeln über uns weg, und zum

Unglück fiel es einer kolossalen Magd ein, sich in die nächste Nähe meines Gefährten zu legen, den ich leise, wie ein Stiller im Lande beschwor, den Einflüsterungen des Teufels kein Gehör zu geben, indem er, im Falle der Koloß eine Susanne wäre, unfehlbar in ein unangenehmes Handgemenge kommen und am Ende noch durchgeprügelt werden könne; — im Falle aber der Koloß wie die Frau des Putifar sey, er ebenfalls Gefahr laufe, in Conflikte mit einem windischen Othello zu gerathen. Mein Gefährte versicherte mir, der Anblick der vorhin statt gehabten Prügelei sei ihm noch sehr frisch im Gedächtnisse. Ich schlief beruhigt ein, — aber nach einer Pause weckte er mich mit einem leisen Rippenstoße auf und flüsterte mir zu, es sei ihm ganz unmöglich, neben dem Koloß zu schlafen, — ich möchte doch den Platz mit ihm tauschen. Ich opferte mich, im Vertrauen auf mein kaltes Blut, für seine Nachtruhe und Sicherheit auf, und wir krochen über und untereinander weg, wie ein paar Schlangen. Der Koloß lag ruhig, — die warmen Athemzüge bewiesen, daß er mit dem Gesichte nach uns zu liege, und gleich darauf schnarchte er etwas und streckte die Hand ein wenig aus, die dadurch meiner Nase so nahe kam, daß ich den Kuhmist riechen konnte, in dem sie heute tüchtig hantiert

zu haben schien. Ich drehte mich daher ebenfalls um und brachte meine Nase vorerst in Sicherheit. Kaum war ich aber eingeschlafen, als mich ein ziemlich lautes Rascheln erweckte, — ich sah hinter dem Koloß eine dunkle Figur sich erheben, und vernahm gleich darauf einen klatschenden Schlag, über dessen Bestimmungsort kein Zweifel obwalten konnte, worauf der Koloß schreiend in die Höhe fuhr, sich umwandte und in die Dunkelheit hineinschlug. Das Gefecht und Geschrei schien sich bis an die andere Ecke fortzupflanzen, und dauerte, von häufigen Schimpfreden begleitet, einige Minuten, worauf Alles wieder still wurde: der Koloß war also eine Susanna. Morgens verließen die Schläfer ziemlich früh den Heuboden, — wobei dem Koloß verschiedenartig auf den Magen getreten wurde, daß er jedesmal laut stöhnte. Ich nöthigte meinen Gefährten aufzustehen, und mit hinabzusteigen, — was er auch that, nachdem er noch einen sehnsüchtigen Blick auf den Koloß geworfen, dessen Attitüde zwar keineswegs edel und plastisch war, für meinen Gefährten aber doch sehr verführerisch schien.

Der Regen hat aufgehört, wir brechen auf.

II.

Kennst du das Land wo Wulfens Blumen blühn?
Im dunkeln Schacht Metalle prächtig glühn?
Vom Felsen stürzt sich brausend in das Thal
Der wilde Bach, im Abendsonnenstrahl;
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin,
Möcht ich wohl einmal noch im Leben ziehn!

Recht klar wollte das Wetter nicht werden, wir haben fortwährend einen leisen, rieselnden Regen ertragen müssen, und von dem wunderbar schönen Lavantthale fast nichts gesehen. Nur einen Augenblick, als wir an Löwenmünde und einem kümmerlichen Klösterlein, Sankt Paul geheißen, vorüber waren, riß ein Windstoß den Nebel auseinander, und wir sahen Burg Griffen auf ihrem Fels breit und stattlich da liegen, eine der größten Ruinen, die fast wie eine Stadt aussieht. Das kleine Land Kärnthen ist im Gegensatze zur Steiermark eines der sagenreichsten, — und viele von den Sagen und Balladen, die J. G. Seidl für steirische ausgiebt, haben in Kärnthen ihren Ursprung. Das Land ist voll von Burgtrümmern und historischen Monumenten, — welche sich bis an den Fuß der Eisgebirge bis in das reizende Möl

strecken und sorgfältig gesammelt und bearbeitet sind. Ein großes Verdienst um die Auffindung und Erhaltung des Sagenschatzes hat der Prediger Meyer zu Klagenfurt, der eine große Zahl derselben in poetischen Bearbeitungen herausgab. „Noreja“ ist der Name dieser Sammlung, von der alten Römerstadt Noreja, welche in dem einst großen Reiche der Carantanen erbaut, und später zerstört wurde, als die deutschen Völker, von der westlichen Donau herab, das römische Reich überfluteten. Kärnthen ist ein romantisches Bergland, im schönsten Sinne des Wortes, — was man in der Schweiz und selbst in Tyrol auf weiten Strecken aufsuchen muß, findet sich hier gedrängt beisammen. Wer den Großglockner gesehen oder erstiegen hat, kann des Montblank entrathen, die kärnthnischen Alpen sind reicher, abwechselnder als jeder andere Zweig dieses stolzen Gebirges. Alles findet sich hier vereinigt, Gletscher, Eisfelder, Alpenpracht, rauschende Wasserfälle und Bergleben, — mittelalterliche und altrömische Erinnerungen, — Burgen und verfallene Städte, und dazwischen wilde Bergwasser, die ungestüm dem schönen Italien zufließen, wie einst das Volk, das ihre Ufer bewohnte.

Gleich hinter Klagenfurt, der Hauptstadt von Kärnthen, die äußerst malerisch an einem langen schimmernden See gelegen ist, beginnt ein historischer

Boden. Dort steht der Herzogsstuhl, diese uralte steinerne Trophäe der Demokratie, welche Herder in seinen Stimmen der Völker besungen hat. Von einem Eisengitter umgeben, steht ein steinerner Stuhl vor einem Steintische, auf welchem, so oft ein neuer Herzog den kärnthnischen Thron bestieg, eine merkwürdige Ceremonie abgehalten wurde. Die steinernen Stühle am Rhein, wo die Selbstständigkeit des Volkes sich durch das Institut des „Heimlichen Gerichtes" so lange stark erhielt, sind fast alle nur Monumente kaiserlicher Herrlichkeit, der kärnthnische ist eines des freiesten und edelsten Volkswillens. So oft nämlich ein neuer Herzog in Kärnthen regieren sollte, mußte er sein Land gewissermaßen aus den Händen eines Bauers zu Lehn nehmen. Der Bauer setzte sich dann auf den steinernen Stuhl und der neue Fürst, ohne irgend ein Zeichen seiner Würde, kam heran, ein mageres Rind und Pferd führend. Um den Stuhl standen die Edeln und das Volk, flatterten die Banner und funkelten Harnische und Waffen, — der Bauer saß mitten in solcher Herrlichkeit und fragte, wenn er den Fürsten kommen sah, wer dort so stolz nahe mit seinem Gefolge? Darauf antworteten sie ihm, es sei der neue Fürst und erst nachdem dieser feierlich in des Bauern Hände ge-

lobt, daß er Recht und Freiheit schützen wolle im Lande, verließ dieser den Stuhl und machte dem Fürsten Platz, als Tribut von diesem das Rind und das Roß empfangend. Das Herkommen schrieb vor, daß beide Thiere mager seyn müßten, — was mag dieser Vorschrift zum Grunde liegen? —

Weiter hinauf liegen in einem Walde die theilweise bereits aufgedeckten Trümmer einer römischen Stadt, von deren Namen und Geschichte nichts Bestimmtes verlautet. Ich sah mehrere Häuser, von denen jedoch nur die Grundmauern und kärglichen Ueberreste von farbigem Bewurf sichtbar sind, — jedoch so, daß man die Eintheilung eines solchen Hauses sehr wohl daraus entnehmen kann. Es sind aber bis jetzt nur kleine Häuser aufgedeckt und die antiquarische Ausbeute besteht bis jetzt meist aus Grabsteinen und nur selten aus Bildwerken. Das vorzüglichste Ergebniß der Nachgrabungen ist eine Sammlung von Mitrasteinen, welche im Besitze eines gelehrten Antiquitätenfreundes, des Stadtphysikus Dr. Kumpf sind.

Das Christenthum, dessen älteste Kirche in dieser Gegend liegt, ist auf eine höchst originelle Art in Kärnthen eingeführt worden, und Philipp von Leithner, das größte Talent unter den

östreichischen Balladendichtern, hat sie in einem schönen Gedichte gefeyert, das mir leider nicht mehr ganz gegenwärtig ist. Ich will dafür die Skizze einer Erzählung hieher setzen, in welcher ich, unter den frischen Lokaleindrücken, denselben Gegenstand zu behandeln gedachte.

Die Sage von Herzog Inguo.

1.

Es war zu jener Zeit, wo die deutschen Kaiser, die Erben des Cäsarenreiches, ihr Szepter bis an die Grenzen Italiens ausstreckten, und die, in die alten Grenzmarken der Römer eingedrungenen Slaven, unterwarfen. So waren auch die im Lande Kärnthen gezwungen, die Oberhoheit des deutschen Königs anzuerkennen, der ihnen den Franken Inguo zum Gaugrafen hinsetzte. Inguo war aber ein Christ und viele seiner Unterthanen waren Heiden, und starrköpfige Heiden dazu, die nichts von der neuen Lehre wissen wollte[n] nach wie vor ihren Götzendienst trieben

und Felsenhöhlen, vor den blutdampfenden Altären ihrer alten Götter. Vorzüglich aber waren es die Edeln des Landes, an deren Verstocktheit alle Bemühungen des edlen Inguo scheiterten. Unter dem Bauernvolke hatte der heilige Same leichter Wurzel gefaßt, wie überhaupt die Brust des Landmannes dem weichen Erdreich vergleichbar ist, das er bebaut, — während die Brust der Edeln hart und spröde ist, wie Fels, auf dem sie ihre Schlösser erbauten.

Inguo hatte einen Sohn, einen frischen Jüngling, dessen Herz beim Klange stolzer Worte schwoll, wie die Welle beim Sturm. Arnulf ward er geheißen, seine Freude war die gefährliche Jagd im Gebirge, und seine Genossen waren die Söhne jener Edeln, welche starr und fest am Götzenglauben der Väter hingen. Inguo gestattete seinem Sohne gern den Umgang mit diesen Jünglingen, indem er hoffte, die jungen Herzen würden sich fest aneinanderschließen und seinem Sohne bei diesem Geschlechte gelingen, was er selbst bei den Vätern so oft vergeblich versucht hatte. Dazu war Arnulf im Lande geboren, von einer slavischen Mutter und nicht mit gehässigen Augen angesehn, wie Inguo, in dem die Mehrzahl der Edeln immer noch den fränkischen Fremdling sah, den

Vogt des Gewaltigen, der das kärnthnische Land mit Waffengewalt unter sein Szepter gebogen. Aber die Hoffnungen Inguos gingen nicht in Erfüllung, — das Herz seines Sohnes war im Gegentheile nahe daran, ihm und dem Christenglauben entfremdet zu werden.

Einstmals ritt Arnulf vom Jagen heim, an seiner Seite Swatopluk, sein liebster Genoß, obwol älter als er und finsterer. Aber wie sich oft die ungleichsten Gemüther am zärtlichsten lieben, so war es auch mit diesen Beiden. Ist es doch in der Liebe immer so, daß sich das frohe, weiche Herz gern an das starke schmiegt, wie die Ranke um den Baum, — bei Männern wie bei Frauen. Sie kamen an einer jener Kapellen vorbei, deren Inguo viele im Lande hatte bauen lassen. Landleute lagen demüthig, mit entblößten Häuptern auf den Knien, und als ein helles Glöcklein klang, schlugen alle gläubig an die Brust.

„Wie sie liegen und knien und auf ein klingendes Zeichen die Brust schlagen, — begann Swatopluk, — die freie stolze Mannesbrust, an die nur der Hammer des Schicksals und der des Todes pochen soll, aber nie die eigene, wehrhafte Hand! Sprich mir nichts von einem Gotte, Arnulf! fuhr er heftiger auf, den man g[illegible] im Staube

knieend, verehren muß, statt aufrecht stehend, wie es allein dem Manne und dem Edeln ziemt, seinem Freund und Feinde, seinem Fürsten wie seinem Gotte gegenüber! Du solltest einmal in einen unserer heiligen Haine kommen, und schau'n, wie wir den Dienst unserer Götter begehen!"

„Das wäre Sünde gegen den Glauben, in dem ich auferzogen bin, wandte der Sohn des Inguo ein."

„Nur einmal, versuche es, — sagte Swatopluk und deutete mit dem Finger nach einem Walde, aus dessen Mitte ein feuriger Rauch emporwirbelte, — sieh! — dort opfern die Meinen, es ist eben Zeit, komm, laß uns dahin!"

Und er spornte seinen Gaul, und Arnulf folgte ihm, nachdem er eine Weile unschlüssig den seinen angehalten hatte. Sie vertieften sich in der grünen Nacht, Swatopluk schien geheime Zeichen an den Bäumen und Steinen zu beachten, denn er drang entschlossen durch den Wald, ohne Fußpfad und gebahnten Weg. — Endlich hörten sie das Gewirr von Stimmen. — „Hier laß uns von den Pferden steigen und sie an einen Baum binden, — auch verhülle Dein Haupt, damit Niemand den Sohn des Inguo erkenne, von dem Alle wissen, daß er dem neuen Glauben angehört!"

Arnulf that, wie ihm geheißen, und sie betraten beide die Lichtung des Haines. In der Mitte war aus Felssteinen ein Altar errichtet, — Fakeln brannten im Ring, und beleuchteten seltsam den weiten Kreis der gewaffneten Männer. Aus dem Walde heraus aber schien weiß und scheinend eine Riesengestalt zu treten, — sie stand auf einem Felsblock, — ihre Rechte war drohend erhoben und die Linke war auf eine Waffe gestützt. Der Blutschein der Fackeln fiel auf das Gesicht, — das grimmig und furchtbar aussah, und um das Bart und Haare von Silber fluteten.

„Es ist der Gott der Waffen und Schlachten, der weltzertrümmernde Radegast, flüsterte Swatopluk seinem Freunde zu, sein Dienst wird mitternächtig begangen, bei Fackelschein und nur von gewaffneten Männern!“

Arnulf war wunderlich zu Muthe. Wie anders, ganz anders war es hier im heiligen Hain, wo die uralten Bäume rauschten, wo die Sterne glänzten wie Götteraugen, in der Versammlung edler freier Männer, als in den Kirchen, wo alles stumm und demüthig lag, und statt des hallenden Schlachtgesanges, die Litaney gemurmelt ward. Wie furchtbar prächtig sah das Götzenbild von seinem Felsen, das stolze Bild des Muthes und der Kraft, unter dessen

Schutze die Slawen ihre glorreichen Kriege geführt und die halbe Welt auf ihrem Heerzuge überflutet hatten. Und wer waren die, die ihn hier umgaben? Die edelsten Häupter des Landes, die alten eisernen und goldenen Geschlechter, denen er durch seine Mutter und seine Geburt verwandt war und welche die Schranke des Glaubens breit von ihm trennte.

Ein Geräusch unterbrach seine Gedanken. — Hinter dem Bilde hervor traten einige Gestalten in weißen, wallenden Gewändern, in ihrer Mitte ein edles schwarzes Roß, aus dessen Nüstern Funken zu fliegen schienen. Die Priester stimmten einen feierlichen Gesang an. — Arnulf sah dann ein Beil blitzen und mit einem gräßlichen Schrei stürzte das Roß an den Stufen des Altars nieder. Die Menge schlug Schilde und Schwerter zusammen, unter losbrechendem hallenden Schlachtgesang, und wie zum Schwure drängten sich die Männer um den Opferstein. Swatopluk hatte Arnulfs Hand ergriffen und ihn mit fortgezogen, so daß der Sohn des Inguo, ehe er noch recht wußte wie, — auf der obersten Stufe stand. Die Fakeln warfen ein helles Licht auf seine ganze Gestalt. — Swatopluk riß die Verhüllung von seinem Haupte und rief mit einer Stimme, die das plötzliche Gemurmel des Erstaunens oder Unwillens überschwoll, „hier

iſt des Inguo Sohn, geboren von einem Weibe unſeres Stammes und in unſerem Land! Was bedarf es längerer Zögerung, — wir wollen ihn hier nach der alten Sitte der Väter zum Fürſten ausrufen und er wird ein Freund der Edeln und Beſchützer des Reiches ſein gegen die fränkiſche Unterdrückung!

Aber die Zeichen der Zuſtimmung waren nicht ſo allgemein, als Swatopluk erwartet haben mochte, denn viele traten aus dem Ring und ſtellten ſich leiſe berathſchlagend in abgeſonderten Gruppen zuſammen. Arnulf ſelbſt wußte kaum ſeines Erſtaunens Herr zu werden. Oft, wenn er einſam im Gebrige ſtreifte, hatte er einen ſchönen ſtolzen Traum von Herrſchaft geträumt, und wie Alles anders werden ſolle, wenn er im Lande einſt zu gebieten hätte. Aber nun, im Augenblick, als ihm von den Edeln des Volkes die Krone angeboten ward, fiel das ganze Schwere ſolcher That auf ſein Herz — Verräther zu werden an Gott und ſeinem Vater, an Kaiſer und Reich.

„Heil Herzog Arnulf“ — er fuhr in die Höhe und faßte Swatopluk's Arm, der nicht ohne Beſorgniß den ſichtbaren Seelenſtreit auf dem Angeſichte ſeines Freundes las. „Ermanne Dich, ſprich zu den Edlen, welche Dich als Herzog be-

grüßen — noch ist Dein Reich eine Geburt der Nacht, aber schon morgen soll es sonnenhell und Licht des Tages sein!“

Arnulf schüttelte das Haupt: „Du sinnest mir das Ungeheure an, Swatopluk — Vater und Glauben mit einem Mal!“

„Diese Götter schützten das Land und Dein Volk, Du bist der Sohn eines Fremden und wir wählen Dich zu unserm Fürsten — mißbrauche unser Vertrauen nicht — aus diesem Walde heraus führen nur zwei Wege, der zum Thron oder zum Grabe — entschließe Dich, einen davon zu wählen!“

Drohend hatte sich indeß eine Schaar von Edeln um die beiden gedrängt: „Warum antwortest Du nicht, Herzog!“ fragten sie, sprich, wessen wir uns von Dir zu versehen haben. —

„Traut dem Sohne des Franken nicht — dem Christen“ murmelte ein alter Priester dazwischen und hob das Opferbeil, er soll sogleich zu unsern Göttern schwören, denselben Eid, der uns an ihn bindet!

„Das soll er“ riefen viele.

„Und schwören, daß er stets fest und treu es mit uns, den Edlen, halten soll, nicht mit dem gemeinen Blute, wie sein Vater, der dem Bauer gleiches Recht gewähren will wie uns, der die Brut

des Hänflings und der Droſſel paaren will mit der des Edelfalken!“

Arnulf hörte die Stimmen um ſich her — Swatopluk hatte ſeinen Arm gefaßt und zog ihn bis zu dem Rieſenbilde Radegaſt's empor.

„Hier ſchwöre beim Sternenſchein, an der Säule des gewaltigſten aller Götter, in die Hände der Prieſter und Edlen Deines Volks!“

Unwillkürlich ſtreckte Arnulf die Hand aus — funfzig Fakeln goſſen über ihn und das Bild ihren hellen Schimmer aus — wie ſeine Finger den Fuß des Götzen berührten, klangen Schilde und Schwerter aufs Neue zuſammen, und der Ruf: „Heil Herzog Arnulf“ brauſte durch den Wald und die Bäume ſchienen lebendig zu werden von den Freudenliedern der Verſammlung.

„Hört mich, meine Freunde“ ſprach Swatopluk nun mit mächtiger Stimme, in wenig Tagen treffen wir alle zuſammen in Inguo's Burg ein und mit uns alle die Edlen, welche hier nicht gegenwärtig ſind — Inguo will mit uns den neuen Herzog gegen unſern Stammgenoſſen jenſeits der Gebirge berathen — an dieſem Tage ſoll unſer Werk vollendet werden, wir treiben die Franken aus dem Lande, zerſtören die chriſtlichen Tempel an einem Tag und führen das Volk zum alten Gehorſam

gegen seine Gebieter zurück! Jnguo soll kein Leides geschehen, wenn er freiwillig unser Land verläßt, —

„Das wird er nicht, fiel Arnulf ein, und wenn ich die Spitze des Schwertes gegen meinen Vater kehre, mag der Blitz des Himmels meinen Arm lähmen!“

„Dein Vater wird keinen Widerstand leisten, beruhigte Swatopluk den neuen Herzog, wenn er Kärnthens ganze Ritterschaft im Anzuge gegen sich erblickt! Du aber darfst bis dahin nicht zu ihm zurück, wir wollen in den Bergen jagen bis zu der Zeit, da Du als Herzog in die Burg Deines Vaters einziehen wirst!“

Die beiden verließen den Hain — am Ausgange warteten ihrer noch mehrere der verschworenen Edlen, alle hoch zu Roß, und der Zug ging ins Gebirge.

2.

Herzog Jnguo stand noch in später Stunde nachdenklich am offenen Fenster seiner Fürstenburg. Am Rande des Sehkreises wirbelte der rothe Rauch aus dem Götzenhain und ein leises Echo des Tu-

multes und Geſanges trug der Wind bis an das Ohr des Herzogs.

„Ha! ſie feiern ihren verruchten Götzendienſt, fuhr er grollend auf, unter meinen Augen, ſo nahe meinem Hauſe und dem Tempel meines Gottes, des einzig wahren und heiligen, deſſen Reich nicht von dieſer Welt, und deſſen Gnade groß iſt wie der Himmel über ihr! Dieſe ſtolzen Geſellen! Ich will aber ihren Uebermuth brechen, will nicht ruhen und raſten, bis an ihren Bäumen der Schlag der Axt klingt und ihre Götzen zertrümmert im Mooſe liegen! Mein iſt das Volk — mit dem Volke will ich ſie zwingen!“

Er blickte wieder hinaus in die Nacht und ſah einen Mann eilig über das Feld laufen, dem Thore der Herzogsveſte zu, das bereits geſchloſſen war. Der Herzog vernahm den eilfertigen Ruf: „Macht auf, macht auf!“

„Wer biſt Du und wem begehrſt Du?“ fragte Inguo zum Fenſter hinaus.

„Zum Herzog“ —

Inguo rief einen der Diener in der Halle, das Thor aufzuthun und den Eilenden einzulaſſen, der auch wenige Augenblicke ſpäter vor dem Herzoge ſtand. Es war ein Bauer, der ſich vor dem Herzoge niederwarf und ihm in athemloſer, ab-

gerissener Rede erzählte, was so eben im Hain der Götzendiener berathen worden sei.

Ingno schüttelte schmerzlich das Haupt, als er vernahm, wie sein eigener Sohn verblendet und verführt bei dem Götzenbilde geschworen und eingewilligt habe, seinen Vater vom Throne zu stoßen und den heiligen Christenglauben mit der Wurzel auszuroden, damit das heidnische Unkraut aufs Neue wuchern könne!

„Der Bauer soll fürder Herr im Lande sein“ fuhr der Herzog auf, ich will den hoffärtigen Stamm niederhauen, der dem Himmel trotzt und stolz auf die goldenen Saaten herabsieht, denen er Kraft und Nahrung entzieht! Wohl ist in wenig Tagen ein großes Fest in meinem Schloß, aber nicht nur die Edlen, auch die Bauern sollen geladen sein, du und deines Gleichen, so viele der weite Hof meiner Burg faßt, und kommen sollt ihr mit Schwertern und Äxten zu meinem Fest, statt mit Stäben und Sicheln!“

Der Bauer küßte die Hand des Herzogs und entfernte sich, als das Frühroth über den Bergen aufging. — Eben so geschäftig wie die Edlen liefen auch die Bauern im Lande umher, einander zuflüsternd, daß keiner fehlen dürfe beim Festgelage des Herzogs.

In Inguo's Auge kam indeß kein Schlaf — ihn ſchreckte nicht die drohende Gefahr, Thron und Leben zu verlieren, aber ihn ſchmerzte der Abfall ſeines Sohnes bitter wie der Tod. So ſaß er mit verworrenem Bart und Haar bis die Morgenſonne in ſein Gemach ſchien, und es war ihm, nachdem er fromm gebetet hatte, als tränke er mit ihren Strahlen goldne Hoffnung und Zuverſicht. Da weckte ihn aus ſeinen Gedanken Trompetenſchall vor ſeiner Brug, und mit freudigem Erſtaunen begrüßte er den greiſen Biſchof von Salzburg, Ingebald, der, ſeiner Ladung folgend, den weiten rauhen Weg über die Gebirge gemacht hatte, denn Inguo's nächſter Heerzug ſollte ja das theure heilige Kreuz über die Berge hinaus ins Land der Heiden tragen.

Die beiden Fürſten beriethen über die nahe Gefahr, und Ingebald tröſtete das bedrängte Vaterherz mit der Hoffnung, Arnulf werde reuig zurückkehren zum Glauben, den er vielleicht im Herzen nicht ernſtlich abgeſchworen, ſondern nur verblendet vom Schimmer irdiſcher Macht und Größe verleugnet habe.

3.

Der Tag brach an, der zum Feste bestimmt war, und Inguo's Dienstmannen hatten die ungeheure Halle seiner Burg zur Aufnahme so vieler Gäste vorbereitet. — Eine lange Tafel war in der Halle, und auf dem Hofe draußen dergleichen viele aufgeschlagen. Speise und Trank wurden im Ueberfluß darauf gesetzt, aber die Stimmung der Anwesenden war keine festliche und fröhliche — Arnulf und Swatopluk waren mit ihren Gefährten ebenfalls angelangt, und obgleich der Sohn das Auge unwillkürlich niederschlug beim Anblick des Vaters, war auf Inguo's Antlitz kein Zeichen der Bewegung sichtbar, welche seine Brust erfüllte. Die Verschwornen, alle im schimmernden Waffenschmuck, standen in düstern, schweigenden Gruppen umher, und das Landvolk hielt sich ruhig und scheu vor dem Thore und im Hof der Veste. Da trat Inguo im Schmuck seiner Würde unter sie — der Goldreif blinkte auf dem dichtbebuschten Haupt — ein faltiger Scharlachmantel hing von seinen Schultern auf den funkelnden Harnisch nieder.

Die Verschwornen hatten verabredet, daß der Sturm losbrechen solle, wenn sie Inguo zum Heer-

zuge auffordern würde — da sollten sie sich trotzig erheben und im Getümmel sollte er übermannt und Arnulf zum Fürsten ausgerufen werden. Swatopluk hielt sich in Arnulf's Nähe, der bleich und unsicheren Schrittes unter den Herren umherging.

„Was soll das Bauernvolk hier?" fragte Swatopluk den eintretenden Inguo, willst Du sie mit im Rathe sitzen lassen, zu dem Du die Edeln des Landes entboten hast?

Da schoß die glühende Röthe des Zornes in des Herzogs Gesicht. „Bist Du und Deines Gleichen würdiger, darin zu sitzen, als die Bauern hier, die besser sind als ihr". —

„Herr" fuhr Swatopluk auf, Du beschimpfst die Edeln des Volkes, hüte Dich, daß ihr Zorn sich nicht gegen Dich wende. —

„Verräther bist Du, Verräther seid ihr Alle, und statt des frech gehobenen Hauptes ziemte euch Buße und Unterwürfigkeit! Blick' nicht im Kreise Deiner Genossen umher, ich weiß, was ihr sinnt und was beschlossen ward in eurem Götzenhain." —

Swatopluk trat zurück und faßte ans Schwert — ein Augenblick und die Edlen rissen die Wehren von der Seite und hundert blanke Klingen funkelten in der Luft — aber im selben Augenblick lief es

auch wie ein ferner Donner durch die Reihen des Landsvolk — viele stürzten aus dem Haufen und warfen sich zwischen Inguo und die Edlen, so daß der friedliche Hof der Fürstenburg das Ansehen eines Schlachtfeldes zu gewinnen drohte.

„Ruhe — Friede" herrschte Inguo's mächtige Stimme in den anschwellenden Lärm — aber schon hatten die Edlen sich geschaart und mit dem Schwerte seinen Schild schlagend rief Swatopluk: „Dem Herzog Arnulf Heil!" in welchen Ruf seine Genossen einstimmten, während sie mit geschwungenen Säbeln vorwärts drangen.

Da riß Arnulf sich mit Gewalt von seinen Anhängern los — hieß die Vordersten mit gebieterischem Ruf stille stehen und stürzte zu den Füßen seines Vaters, der wie ein ehernes Heldenbild stand, während seine Mannen zurückwichen und der Raum um Vater und Sohn leer wurde.

Die Edeln senkten verwirrt die Schwerter — aus Swatopluk's Auge schoß ein flammender Blick über Vater und Sohn, und er rief: „So schlagt sie beide nieder, den Franken und seinen Sohn, die Söldner eines fremden Herrn, und frei werde das kärnthnische Land vom Joche der Franken!

Er stürmte auf die Gruppe los, aber im selben Augenblick hatte sich Arnulf erhoben, — wenige

Streiche nur klangen auf die Helme und Panzer der Beiden, denn der reuige Sohn spaltete mit einem mächtigen Streich den Helm seines Gegners, daß dieser wie vom Blitz geschlagen zurücktaumelnd zu Boden rasselte. Dumpfes Schweigen herrschte einen Augenblick unter dem versammelten Volke, und selbst die Edlen waren vom Falle ihres Führers so überrascht, daß keiner mehr an Angriff und Kampf dachte.

„Ihm ist sein Recht geschehn, — der den Sohn vom Herzen des Vaters reißen und ihn zum schnöden Abfall an seinem Gott verleiten wollte, — durch Deine Hand, mein Sohn, hat der Himmel gerichtet. — Auf! öffnet die Halle meiner Burg und laßt uns zum frohen Mahle niedersitzen. — Herein, herein ihr Bauern, und nehmt die Plätze dieser stolzen Herren ein; — über der Thür meines Hauses schimmert das Kreuz, und Niemand soll seine Schwelle betreten, der es nicht im Herzen trägt!“

Da wurden die Edeln trotzig und drängten gegen den Eingang, — aber Inguo wies sie mit drohend ausgestreckter Hand zurück! „Keiner soll mein Haus verunreinigen mit dem Schmutz des Heidenthums, wenn eure Helme auch von Gold schimmern und eure Schilde glänzen, so seid ihr

innen rußig und schwarz, — und an euren Seelen nagt der Rost der Sünde!“

Die Bauern strömten froh in die Halle der Burg, die Edeln mußten draußen bleiben. Da trat Ingebald, der Salzburger Bischof, in seinem vollen Ornat aus dem Thor, — die Inful auf dem Haupt, den Stab in der Hand, — um ihn her seine Chorknaben mit brennenden Wachslichtern und dem Bilde des Heilands auf dem Kreuz. — — Seiner milden Beredsamkeit gelang es zu vollenden, was der kräftige Wille Inguos begonnen hatte, und so nahmen noch am selben Tage die Edlen Kärnthens das Christenthum an und ließen es geschehen, daß Inguo ihren heiligen Hain zerstören und das zertrümmerte Bild Radegasts in den See werfen ließ.

Als nun das Volk Tages darauf sich auf's Neue versammelte, um Zeuge zu seyn, wie seine Edlen ihre Häupter vor dem Taufsteine bogen, und der Herzog sie froh und freundlich in seiner Halle willkommen hieß, sprach er zuletzt zu der Versammlung:

„Dem Volke danke ich Thron und Leben, denn seine Treue schützte mich im verhängnißvollen Augenblick, wo beides auf dem Spiele stand. Zum ewigen Gedächtniß soll jeder neue Fürst von Kärnthen sein Reich zu Lehen nehmen vom Volke selbst, und

in eines Bauern Hände schwören, ein Schutz und Schirm zu seyn dem gemeinen Recht, ein Thurm der Schwachen, eine Zornesfackel den Uebermüthigen. Im Felde, darauf der ausgerottete Hain der Götzen stand, errichtet einen steinernen Stuhl, wo der neue Fürst seinen Schwur leiste dem Volk, — im Angesichte Gottes; — drum bauet auch eine Kirche an die Stelle, wo der Säule des Radegast blutige Opfer gebracht wurden, und unsere späten Enkel sollen stolz und bewußt des frommen treuen Sinnes ihrer Ahnen sich erfreuen!"

Und so geschah es auch, und bis auf den heutigen Tag stehen Stuhl und Kirche — im Felde hinter Klagenfurt, der neuen Hauptstadt von Kärnthen.

Der obere Theil Kärnthens, der an Salzburg und Tyrol gränzt, ist von jenem Zweige der Alpen eingefaßt und durchschnitten, dessen höchste Spitze der Großglockner ist, einer der höchsten Berge Europas,

nahe an 12000 Fuß hoch, aus einem Meere von Schnee und Eis in die Höhe ragend. Die erste Stadt, welche von Klagenfurt aus, auf dem Wege zum Großglockner liegt, ist Villach, welches in den französischen Kriegen zum öftern genannt wurde, da diese Gegend der Schauplatz mehrerer Gefechte war, und Villach die Grenze des zu jener Zeit sehr reducirten östreichischen Kaiserthums bildete. Hier saß ein französischer Intendant, alle Schritte der Regierung argusäugig bewachend. Die Franzosen führten in der Provinz Istrien den code Napoleon ein, die Gymnasien mußten, als später alles Eroberte wieder an Oestreich fiel, so gut wie die Gerichtshöfe reorganisirt werden, indeß haben sich manche der französischen Institutionen hier noch erhalten, und es entstehen zuweilen wunderliche Conflikte. Villach trägt auch noch manche Spuren des Kampfes, der in seinen Straßen tobte, — und ist zum Theil neu aufgebaut worden. Indessen sieht man der Stadt ihr Alter an, die Kirche namentlich ist ein grauer verwitterter Bau mit rohen Skulpturarbeiten ausgeschmückt, dessen Entstehung in die wenig kunstsinnige Zeit des Mittelalters fällt. Von Villach führt ein mühseliger Weg nach Paternion, einem alten Flecken, der bereits

am Eingange der Gebirge liegt, und von den kalten Sturmwinden überweht wird. — An der Kirche zu Paternion ist der älteste Römerstein eingemauert, der bis jetzt in Kärnthen gefunden wurde, — er ist, wenn ich nicht irre, dem Gedächtniß eines Anführers der Bundesgenossen gesetzt und stammt aus den Zeiten des Tiberius. Der bedeutendste Ort im Gebirge ist Spital, die alte Residenz der Fürsten von Porzia und in der Nähe auf einem vorspringenden Berge das zerfallene Stammschloß der Herzoge von Kärnthen. In Spital ist der alte Pallast der Porzia wieder hergestellt worden; der stolze Bau aus Marmor und Granit, an den sich so viele wunderliche Sagen knüpfen. Wir durchstreichen die Gemächer, welche nach so langer Zeit wieder in wohnlichen Zustand versetzt wurden, sie sind, wie das ganze Haus, im altitaliänischen Styl hergerichtet, der Boden aus hartem glänzendem Estrich, — schlanke Pfeiler, runde Bögen, und nach dem Thale zu, das jäh abschießt, erhebt sich ein dicker Wall mit zwei Thürmen, so daß von dieser Seite aus gesehen, das Schloß noch das Ansehen einer mittelalterlichen Feste hat. Als wir über die Gallerie gingen, wo einstweilen die Ahnen des Hauses in Reihe und Glied aufgestellt sind, fragten meine

Begleiter nach dem Bilde der Salamanka. Ich hatte diesen Namen schon oft nennen gehört, und erfuhr hier auch die ihn betreffenden Sagen. Mehrere kärnthnische Schriftsteller haben sie in Reim und Prosa bearbeitet, besonders die Herren Meyer und von Tschabuschnigg. — Wir wurden in ein Gemach des Thurmes geführt und standen vor zwei Bildern. Das eine stellt einen jungen Mann vor, im Sammtrock und Toupé, eine treue Figur aus den Zeiten der Liederlichkeit und des frivolen Uebermuthes, der den Adel fast aller Länder im achtzehnten Jahrhundert charakterisirte. Wie später die französische Revolution fast alle Völker, — so hatte früher schon die Zeit der Regentschaft den Adel elektrisirt. — Paris war damals die Loosung aller roués geworden, wie es späterhin die aller Unzufriedenen wurde, welche die Folgen jener Sittenverderbtheit und jenes rücksichtslosen Uebermuthes zu tragen hatten. Dem Porträt gegenüber, mit seinen rosigen, liederlich lächelnden Zügen, — steht eine weibliche Gestalt mit einem unbeschreiblich harten und gelben Gesicht. Ein langes, schwarzes Kleid umschließt den hageren Leib, — in der Hand trägt die Dame einen Pantoffel, dessen Bedeutung aber keine humoristische ist. Die Inschrift nannte

die Dame Salamanka. Noch glaubt das Volk steif und fest, daß ihr ruheloser Geist im Schlosse umhergehe, rauschend und schleppend, einen Schlüsselbund an der Seite, eine Leuchte in der Hand und das Gedächtniß dieser „schwarzen Frau“ ist seit dem Entstehen jener Sage mehrfach aufgefrischt worden.

Als die Salamanka lebte, war sie gescheut und gehaßt ihres Geizes wegen, und ihre Schätze zu vermehren und zu zählen war ihr einziges Vergnügen. Sie tyrannisirte ihren Gemahl, bis er ihr den Gefallen that, zu sterben und wenn Bettler ihrer Schwelle nahten, so ließ die hartherzige Frau die nach einem Bissen Brot wimmernden, von ihrer Schwelle mit Hunden hetzen. Dieses Büttelamt versah ihr einziger Sohn, den sie auch einzig liebte, und dem sie ihr Herz und ihre Goldkisten eben so bereitwillig öffnete, wie sie beides der ganzen übrigen Welt verschloß. Nun aber traf es sich, daß von einem Kriegsmanne, der in Spanien gedient hatte, und in seine Heimat zurückgekehrt war, der junge Fürst ein paar jener edlen Doggen geschenkt erhielt, welchen man damals eben so vor allen Hunden den Vorzug gab, wie jetzt den weichzottigen Wachtelhunden, — der tückisch schmeichelnden, bissigen Race, —

Begleiter nach dem Bilde der Salamanka. Ich hatte diesen Namen schon oft nennen gehört, und erfuhr hier auch die ihn betreffenden Sagen. Mehrere kärnthnische Schriftsteller haben sie in Reim und Prosa bearbeitet, besonders die Herren Meyer und von Tschabuschnigg. — Wir wurden in ein Gemach des Thurmes geführt und standen vor zwei Bildern. Das eine stellt einen jungen Mann vor, im Sammtrock und Toupé, eine treue Figur aus den Zeiten der Liederlichkeit und des frivolen Uebermuthes, der den Adel fast aller Länder im achtzehnten Jahrhundert charakterisirte. Wie später die französische Revolution fast alle Völker, — so hatte früher schon die Zeit der Regentschaft den Adel elektrisirt. — Paris war damals die Loosung aller roués geworden, wie es späterhin die aller Unzufriedenen wurde, welche die Folgen jener Sittenverderbtheit und jenes rücksichtslosen Uebermuthes zu tragen hatten. Dem Porträt gegenüber, mit seinen rosigen, liederlich lächelnden Zügen, — steht eine weibliche Gestalt mit einem unbeschreiblich harten und gelben Gesicht. Ein langes, schwarzes Kleid umschließt den hageren Leib, — in der Hand trägt die Dame einen Pantoffel, dessen Bedeutung aber keine humoristische ist. Die Inschrift nannte

die Dame Salamanka. Noch glaubt das Volk steif und fest, daß ihr ruheloser Geist im Schlosse umhergehe, rauschend und schleppend, einen Schlüsselbund an der Seite, eine Leuchte in der Hand und das Gedächtniß dieser „schwarzen Frau“ ist seit dem Entstehen jener Sage mehrfach aufgefrischt worden.

Als die Salamanka lebte, war sie gescheut und gehaßt ihres Geizes wegen, und ihre Schätze zu vermehren und zu zählen war ihr einziges Vergnügen. Sie tyrannisirte ihren Gemahl, bis er ihr den Gefallen that, zu sterben und wenn Bettler ihrer Schwelle nahten, so ließ die hartherzige Frau die nach einem Bissen Brot wimmernden, von ihrer Schwelle mit Hunden hetzen. Dieses Büttelamt versah ihr einziger Sohn, den sie auch einzig liebte, und dem sie ihr Herz und ihre Goldkisten eben so bereitwillig öffnete, wie sie beides der ganzen übrigen Welt verschloß. Nun aber traf es sich, daß von einem Kriegsmanne, der in Spanien gedient hatte, und in seine Heimat zurückgekehrt war, der junge Fürst ein paar jener edlen Doggen geschenkt erhielt, welchen man damals eben so vor allen Hunden den Vorzug gab, wie jetzt den weichzottigen Wachtelhunden, — der tückisch schmeichelnden, bissigen Race, —

die von den Ufern der Guadiana ſtammt. Der Prinz in ſeiner Freude ſtieß ſeine alten Doggen mit dem beſpornten Fuß zurück, und dieſe, eiferſüchtig auf die Gunſt ihres Herrn, ſtürzten eben ſo grimmig auf ihren Gebieter los, wie auf die Bettler, denen er ſie ſo oft auf den Hals gehetzt hatte. Ehe die Uebrigen herzuſpringen konnten, lag er röchelnd mit zerbiſſener Gurgel auf der Erde, und man brachte der Salamanka ihr einziges, geliebtes Kind todt auf einer Bahre von Zweigen. Sie ſtürzte heulend auf dem Leichnam nieder und ſchob ſeit jenem Augenblicke auch den letzten Riegel vor ihre eiſerne Bruſt. Fortan lebte ſie nur ihrem Geitz, — zänkiſch und keifend den ganzen Tag, daß es kein Diener bei ihr aushalten konnte. Sie brachte ſtundenlang bei ihren Schätzen zu, welche ſie in einem geheimen Verließ aufbewahrte, daß außer ihr nur noch eine alte Zofe kannte. Aber auch gegen dieſe faßte ſie Mißtrauen, und erſchlug ſie einſt in der Nacht mit dem ſilbernen Abſatz ihres Pantoffels.

Bald darauf ſtarb auch ſie, — aber ruhelos muß ihr Geiſt durch die Hallen des Schloſſes wandern. Man erzählt von mehreren Erſcheinungen der Salamanka. Einſtmal ſollte eine Tochter des

Hauses an einen Prinzen vermält werden, der von einem Feldzuge erwartet wurde. Alle Vorbereitungen zu seinem Empfange wurden getroffen, und die Zofen und Mägde arbeiteten die Nächte hindurch an den Gewändern zu einem Mummenschanz, mit dem man das frohe Fest zu beschließen gedachte. Da fuhr den Abend vor dem bestimmten Tage der Ankunft, der Geist der Salamanka wehklagend ins Gemach, — die Lichter verlöschten, und mit geschäftigen Händen trennte sie die Brautgewänder wieder auf. Den Tag nachher erschien bestaubt und eilfertig ein Bote auf keuchendem Roß und brachte die Nachricht vom Tode seines Herrn. Ueber dem Hause der Freude brüteten nun Schmerz und Trauer, — und die Salamanka rauschte drei Nächte hintereinander wehklagend und mit gerungenen Händen, durch die Gänge. Sie ist übrigens noch im Tode so ökonomisch und vorsichtig wie im Leben, denn sie sperrt alle offenen Thüren zu, und zaust schlafende Wächter weidlich bei den Haaren. Spaß versteht sie auch nicht, — davon konnte der roué, dessen Bild wir dem ihrigen gegenüber sahen, eine klägliche Geschichte erzählen. Er nahm sich nemlich vor, seiner Ahnfrau, welche wieder ihre Promenaden durch das Schloß hielt, sein Compliment zu machen

und wartete in einer Nische auf sie, ein ausgeblasenes Licht in der Hand. Die Salamanka pflegt nemlich auch eine brennende Laterne zu führen, wenn die Nächte finster sind. Der liebenswürdige Enkel trat daher mit einer graziösen Verbeugung vor die Dame und nachdem er ihr guten Abend gewünscht, und das Vergnügen sie zu sehen, ausgesprochen hatte, bat er sie sein Licht anzustecken. Die Salamanka that es, und wollte weiter; — da faßte der Enkel ihre Hand und bat sie sehr, ihn doch dahin zu führen, wo ihre Schätze verborgen lägen, indem er selbe sehr gut anzuwenden versprach. Diese Zumuthung des liederlichen roué, ihm ihre sorglich bewahrten Schätze zu zeigen, verdroß sie jedoch dermaßen, daß sie ihn bei den Ohren faßte und dermaßen schüttelte, daß er bewußtlos niedersank und so am folgenden Tage gefunden wurde. Die Brauschen an seinem Kopf ließen es zweifelhaft, ob sie ihn mit den knöchernen Fingern, oder mit dem Schlüsselbunde geschlagen habe; — jedenfalls waren seine Verletzungen so bedeutend, daß er lange darniederlag. Eben so übel soll sie einige Schatzgräber und einen kecken Dragoner tractirt haben, der ihr mit einem geweihten Pallasch zu Leibe ging. Das letzte Lebenszeichen des geizigen Gespenstes war

eine Ohrfeige, welche der, wenn ich nicht irre, erst kürzlich verstorbene Schloßpfarrer erhielt, ein feistes, kugelrundes Pfäfflein, dem die Salamanka auf dem Wege zum Keller begegnete.

Hinter Spital liegt der Paß des Möllthales, verschließend den Danielsberg, auf dessen Gipfel ein Kirchlein steht:

„Kühngebaut und glockenschlagend,
Botschaft durch die Winde tragend,
Daß den Zorn, der Herr der Gnaden,
Dieser Welt auf sich geladen!"

Das Kirchlein ist auf die Trümmer eines römischen Tempels erbaut, der, einigen Inschriften zu Folge, die man in die Wände eingemauert hat, dem „unbesiegten Herkules" geheiligt war, und den eine römische Familie neu aufbaute, als ihn der Sturm in einer Nacht gebrochen hatte. Außer diesen Inschriften giebt es nur noch ein paar Basreliefs, welche gewaffnete Gestalten darstellen, die jedoch ganz roh und grob gearbeitet sind, und keinerlei Kunst, und kaum einen archäologischen Werth haben. Es gehört viel guter Vorsatz dazu, in diesen beiden Gestalten Herkulesse zu erblicken. Von dem Danielsberg an, zieht sich ein Strich kärnthnischer Sagen

bis an den Fuß des Großglockners, — zu beiden Seiten des Thales stehen historische Steine, Kirchlein und Burgtrümmern. Nun geht es rasch aufwärts in dieser wunderbar schönen Gegend, bis zum Marktflecken Ober-Vellach, an den das alte Schloß Trabuschgen stößt. Ober-Vellach, dessen Kirche, ihrer schönen Bauart, und eines durchbrochen gemeißelten Chores wegen, im Lande berühmt ist, schließt das schöne Thal ab, und ist der letzte Ort, außer dem eigentlichen Gebirge. Hinter Trabuschgen, an einem schäumend wilden Wassersturz gelegen, liegt Burg Grappenstein, leider schon halb zertrümmert, auf einem jäh aufschießenden Fels; — schwarze Wälder rauschen zur Seite und eine Reihe buntbemalter Passionssteine verliert sich im Tannengrün auf dem Wege nach Mallnitz, wo der kleine Mallnitzer Tauern beginnt. Ueber dies Gebirge bauten die Römer ihre Heerstraße, von der noch jetzt viele Fragmente stehen und benutzt werden. Mallnitz ist ein Dorf in einem grünen Waldthale gelegen. Weiter hinauf sind zwei Gebirgsseen, wo der Salbling gefangen wird, die edelste species des ganzen Fischgeschlechtes, der nur in Gebirgsseen gefunden wird, und dessen Fleisch das des Lachses und der Forelle ohne Vergleich an

Zartheit und Geschmack übertrifft. Eben so ergiebig ist bei Mallnitz die Gemsenjagd. Mallnitz ist vielleicht der einzige Ort in der Welt, wo man Gemsen in der Ebene und im Wasser jagen kann, bequem, als ob man auf dem Anstand läge, um Hochwild zu schießen. Es sind nemlich durch den Waldberg, auf dessen Höhe die Heerde weidet, Wege gerissen, welche die vom Rücken aus allarmirten Gemsen hinabstürzen, und entweder über das Thal oder durch das Wasser müssen. Mir aber hat diese Art der Jagd kein Interesse eingeflößt, — das charakteristische der Gemsjagd geht dabei verloren. Wenn die Schützen auf ihrem beschwerlichen Wege auf den Felsen klimmen und ringen, das kluge edle Reh der Berge, von seinen Matten aufgestört und verfolgt wird, — da lacht die Poesie freudig zu solch muth- und gefahrvollem Treiben; — aber sie in der Ebene niederzuschießen, aus dem feigen Hinterhalte, ist des ritterlichen Geistes unwürdig, der in der Brust jedes Jägers leben soll. Die Treibjagd ist eine Entweihung, eine Metzelei. Man thut Unrecht, die Parforcejagd ein barbarisches Vergnügen zu nennen, — wo der wilde Zug unter Hörnerschall und Rüdengebell durch den hallenden Wald braust, über Stein und Dickicht, ein ver-

wegener Wettlauf, darinn die edelſten Thiergeſchöpfe, Hirſch, Roß und Hund den ganzen Reichthum ihrer Naturgaben entwickeln, Kraft, Sprung, alle Sinne; während ſich bei einem Treibjagen jedes Herz der armen Thiere erbarmen muß, die haufenweiſe aus der Ferne niedergemetzelt werden. Aber die Philiſter denken dabei an Fleiſch und Bälge, — und beruhigen ihre zarten Seelen mit dem „materiellen Nutzen“ einer ſolchen Jagd.

Das Schulwesen
in
Oestreich.

I.

Niedere Schulen.

a bove majori discit arare minor!

Jean Paul behauptet, das Buchſtabiren ſei ihm ſchwerer geworden als alles ſpätere Lernen, denn dazu habe er keinen Lehrer mehr gebraucht. Es iſt nun nicht jeder ſo glücklich wie Jean Paul, mit Hülfe von vier und zwanzig Buchſtaben das große Reich des Wiſſens zu erobern; das aber iſt gewiß, daß uns die eigene Ungeſchicktheit im Lernen weniger hinderlich iſt als die Ungeſchicktheit eines Lehrers, in der Zeit nämlich, in der wir ihn als geiſtig Unmündige bedürfen. Die Talente ſind weich, zart und biegſam, wie die Knochen eines Kindes — die Dummheit einer Amme kann uns einen Buckel, krumme Beine und Schielaugen zu-

ziehen, die Dummheit eines Lehrers kann unsern Geist eben so verunstalten und gebrechlich machen. Aus solcher Verkümmerung wachsen sich Leib und Seele nicht mehr heraus, wir haben unser ganzes Lebenlang an solchem Elend zu schleppen.

Die Schullehrer sind ein Gegenstand der Satyre geworden, wie die Landprediger die Helden der Idylle zu sein pflegen. Wem wäre aus älteren und neueren Spottgedichten die unglückliche Menschenklasse nicht bekannt, welche die Idee einer kümmerlichen Bildung mit all den Schwächen und Prätensionen der Verbildung immitten naturstarker Rohheit repräsentirt. Jetzt, wo mehr Eifer und Sorgfalt auf dieses wichtige Organ des Staatslebens verwendet wird, scheint es allmählig besser für sie zu werden, aber noch geschieht viel zu wenig dafür, es ist immer noch eine Aufgabe für ein künftiges Jahrhundert. Die Regierung trägt aber hier einen großen Theil der Schuld, denn sie kümmert sich um die niedern Schulen fast gar nicht. Es scheint, als ob man den Bauer noch so lange als möglich dumm erhalten wolle — alle Verbesserungen und Anordnungen im Schulwesen reichen nicht so tief — all' die Musterschulen und Lehrerseminarien kommen nur dem kleinen Theil zu Nutzen, der unmittelbar zu ihnen gelangen kann,

— es sind isolirte Institute, deren allgemeine Einführung noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird. Für die große Masse der Dorf- und kleinen Stadtschulen wird doch wenig oder gar nichts gethan. Warum man überhaupt Musterschulen aufstellt? wer soll sie nachahmen, wenn der Staat es nicht selber thut?

Die Geistlichkeit ist speciell mit der Ueberwachung des Schulunterrichtes beauftragt, und dem guten Willen derselben Alles überlassen. So sehr man es anerkennen muß, daß sie in neuerer Zeit mit vielem Eifer dieses Amt versieht, weil sie die Wichtigkeit und Ausdehnung des Einflusses begreift, den sie dadurch auf die große Masse erhält, so sind ihre Mittel doch im Ganzen zu beschränkt, als daß sie so rasch und kräftig verfahren könnte, wie es wohl nöthig ist. Der Schulmeister ist meist ganz abhängig vom Bauer, er braucht ihn, um leben zu können, d. h. um nicht bis zum Elend hungern, frieren und abgefetzt umhergehen zu müssen — das weiß nun dieser recht gut und läßt es ihn auch oft bitter genug empfinden; wie soll er dann die Achtung und Unabhängigkeit, die jeder Lehrer bedarf, um wirken zu können, behaupten? Die Grundherrschaften oder ihre Beamten thun mit einzelnen Ausnahmen beinahe nichts für die Schu-

len, behandeln den Schulmeister als ihren Bajazzo und rangiren denjenigen, dem der erste so wichtige Bildungsgrad ihrer Unterthanen anvertraut ist, tief unter den, der dem kleinen Junker das vergoldete Laken auszieht oder die jungen Hunde spazieren führt, um ihr Talent für die Hetzjagd an den Hühnern und Gänsen der Bauern zu erproben. Es sind dies harte, traurige Vorwürfe, aber sie sind wahr und gerecht!

Die Lehrer in den kleinen Städten und Flecken in den sogenannten „Trivialschulen" — ein Ausdruck, für den man den Erfinder desselben ins Gesicht schlagen möchte — sind nicht viel besser daran. Auf einen unbedeutenden Gehalt beschränkt, müssen sie mit den Patriziern des Ortes auf gutem Fuße stehn, um bei Gelegenheit ein paar Kreuzer Extra-Schulgeld für Unterricht auf der Stube, oder eine Wurst zu Weihnachten, oder ein Achtel Birnen zu Jakobi zu erhalten. Der Lehrer muß vor den Augen des ungezogenen Jungen dem Vater desselben schmeicheln und sich von diesem hänseln lassen, weil so ein grobklotziger Mann im Stolz seines Patronats an das böse Beispiel gar nicht denkt, daß er seinen Kindern — ihrem Lehrer gegenüber — giebt. Schlägt gar der Lehrer einen von den Rangen, so läuft die ganze Sippschaft

des Märtyrergamins zusammen und in diesem Schelten und Scandal wird der letzte Rest von Rücksicht und Achtung aus den Augen gesetzt. Wären die Schullehrer nicht in so bedrängter Lage, daß jeder, der nur eine Hoffnung hat, es zu etwas Besserem zu bringen, als der Sclave der ganzen Gemeinde zu sein, sich einem solchen Geschäfte entzieht, so würden sich Leute genug finden, die dazu tauglich sind. So aber erben die Schulmeisterstellen wie ehemals die Scharfrichtereien fort oder sind das refugium von Leuten, die zu gar nichts taugen. Ein solcher Schullehrergehülfe lernt gerade so viel als sein Meister kann, läuft hinter den Kuhmägden her und ist vergnügt, wenn man ihm in der Schenke ein Glas Bier hinschiebt — es ist wirklich traurig um die Bildner der Massen bestellt. Dann wird ein solcher Bursche noch neidig, wenn die Jungen bereits mehr wissen als er, so lange sie noch unter seinem Backel stehen — wie oft habe ich Jungen zausen und knuffen sehn, die zehnmal deutlicher lesen und schreiben konnten als ihre Lehrer. — Dann liegt den armen Hungerleidern auch daran, den Unterricht ja recht lange hinauszuschieben, denn ist der Junge einmal fertig, so hören auch die Kuchen zur Kirchweihe und die

Schulkreuzer auf, und der Lehrer wird vom Federkauen nicht satt.

Wenn nun die ersten Elemente des Wissens hinter dem Knaben liegen und er nicht Bauer oder Handwerker werden soll, so schickt man ihn auf eine Hauptschule, wo er deutsch unterrichtet wird, gleichviel ob er in Polen oder Böhmen oder sonst einem slavischen Lande geboren ist und das Deutsche nur vom Hörensagen kennt. Diese Hauptschulen sind ein zweiter Uebergangspunkt — entweder geht es von da ab in die Werkstatt und hinter den Ladentisch oder in die Realschulen, welche, so wie das „polytechnische Institut", — zur Ehre der östreichischen Regierung sei es gesagt — vorzugsweise trefflich eingerichtet und keineswegs karg dotirt sind. Aus diesem Boden schoß der Baum der Industrie in so kurzer Zeit bis zu seiner stolzen Höhe — hier hat die östreichische Regierung den unbedingtesten Anspruch auf dankbare Anerkennung.

Leider ist der zweite Weg, der von der Hauptschule auf das Gymnasium führt, nicht so besandet, gereinigt und gangbar gemacht, da liegen alte Steine des Anstoßes und der hundertjährige Mist des Herkommens und schlechter Gewohnheit.

In Oestreich giebt es zahlreiche Gymnasien, die meisten mit milden Stiftungen dotirt, und aus den Händen der Jesuiten ist die Mehrzahl in die anderer Orden, vorzüglich der Benedictiner und Piaristen (patres piarum scolarum), eines nach Aufhebung der Jesuiten gestifteten oder doch bevorzugten Ordens, dessen Hauptbestimmung der Schulunterricht ist, übergegangen. Die Menge der Gymnasien könnte den Vortheil haben, daß auch Knaben, welche für ein Gewerbe bestimmt sind, die ersten Klassen des Gymnasiums durchlaufen können, und daher auch der Bürger und Bauer zu einem Grad höherer Bildung käme. Aber diese beschränkt sich meist nur auf einige lateinische Floskeln. — Man kann in der Nähe einer Gymnasialstadt die Bauern auf dem Acker sich lateinisch begrüßen hören, man wird lateinisch angebettelt, und erstaunt in der nächsten Minute aufs Neue, daß die Leute sonst so unwissend sind. Die Schuld davon tragen zumeist die geistlichen Gymnasien. Die Klöster sind fast durchgängig — einzelne außerordentlich reiche ausgenommen — herabgekommen und keineswegs mehr ein Asyl der Wissenschaften, sondern es werden schmale, schlanke Novizen in kurzer Zeit so gefeistet, daß sie bald wie Biertonnen aussehen, denen man eine Kutte

angezogen hat. Wer empfand nicht mit mir einen bitteren Ingrimm beim Anblicke dieſer kugelrunden, glatzköpfigen Kloſterpfäfflein, welche von den intelligenteren Weltgeiſtlichen eben ſo gering geachtet werden, wie von den Laien. Der Novize wird nun Profeſſor — ohne von den Gegenſtänden, die er den Jungen beizubringen hat, mehr als einen höchſt oberflächlichen Begriff zu haben, und lieſ't die Schulbücher ab, die er durch lange Uebung erſt ordentlich verſtehen lernt. Da derlei Profeſſuren einen kleinen Beigeſchmack von Küchen-Accidentien und ſchimmligen Thalern haben, mit denen man die Lehrer über die Dummheit der Jungens und ihre ſchlechten Fortſchritte beruhigt, werden die Perſonen von Zeit zu Zeit gewechſelt, damit ja jeder Kloſterbruder an den Zapfen des Faſſes kommt, und wenn Einer wenigſtens ein Stück Routine weg hat, muß er einem andern Platz machen, der erſt wieder von vorn anfangen muß. Die Schüler eines geiſtlichen Gymnaſiums ſind in der Regel die plumpſten und ungeſchickteſten. Für die äußerliche Bildung eines Knabens geſchieht bei derlei Anſtalten auch nicht viel. In den kleinen Gymnaſialſtädten hat ein Knabe wenig Gelegenheit, ſich auch außer der Schule etwas zu bilden — man ſucht gewöhnlich die wohlfeilſte

Unterkunft für ihn und kümmert sich um das Weitere nicht. Ich hörte selbst von einem Bürger in einer kleinen Gymnasialstadt, daß wenn die Rüben und Kartoffeln eingesammelt seien, er es seiner Frau freistelle, ob sie zu Weihnachten ein Schwein mästen oder einen Studenten in Kost und Quartier nehmen wolle? Die Nahrung beider ist dieselbe und die Aufmerksamkeit wird für beide auch so ziemlich dieselbe sein, was ist also bei solchen Auspicien zu hoffen. Daß die Lehrer dabei ein Uebriges thun sollten, das fällt den geistlichen Herren Piaristen und Benedictinern nicht ein, sie sehen nur darauf, daß der Junge einen tiefen Kratzfuß machen und mit knechtischer Devotion die geistliche Hand küßt.

Die weltlichen Gymnasien sind besser eingerichtet, die Lehrer gebildeter, einzelne davon mit wirklich tüchtigen Männern besetzt. Sie sind durchgängig zahlreicher besucht; der Umstand, daß die meisten Lehrer den Studenten Zutritt in ihre Familien gestatten oder eine Zahl derselben in ihrem Hause haben, wirkt sehr vortheilhaft auf die Knaben. Sie sind weniger plump und befangen, obwohl auch hier der Schuldespotismus nicht selten bis ins Abgeschmackte getrieben wird, indem einzelne Lehrer eine Art Ruhm darin setzen, als

strenge ausgeschrien zu seyn, und viele Eltern glauben wirklich, ihre Kinder könnten bei dem strengsten Lehrer auch am meisten lernen. Oft aber ist diese Strenge nur der Deckmantel der niedrigsten Bestechlichkeit und des gemeinsten Eigennutzes.

Die Schuleinrichtung in den östreichischen Gymnasien ist eine nur bedingungsweise zweckmäßige. Früher war für jede Materie ein eigener Lehrer, während jetzt ein Lehrer alle Gegenstände vorträgt und mit seinen Schülern von Jahr- zu Jahrgang steigt — bis in den Humanitätsklassen (ungefähr **prima** und **secunda** der deutschen Gymnasien) ein anderer Lehrer diese übernimmt. Zwischen den Professoren der Grammatikal- und Humanitätsklassen ist eine Art Unterschied, — die letzteren sind angesehener und besser besoldet. Ein Religionslehrer oder Katechet ertheilt in allen sechs Klassen den katholischen Unterricht, und die Leitung des ganzen Gymnasiums ist einem emeritirten Professor anvertraut, der den Titel „Präfect" hat.

Die Nachtheile dieser Einrichtung sind meiner Ansicht nach überwiegend. — Als ich auf dem Gymnasium war, hatte man nicht gar lange vorher die neue Einrichtung durchgesetzt — es kam daher vor, daß einer der Professoren vortrefflich in die Geschichte z. B. eingearbeitet war, von

allen übrigen Gegenständen aber sehr wenig verstand. Früher hatte er diesen Gegenstand allein vorgetragen, jetzt mußte er alle Gegenstände übernehmen. Nun ist zwar zu erwarten, daß sich dieses in der Folge mildern wird, aber es ist kein Vortheil für die Jugend, Lehrer zu haben, die alle Gegenstände zwar übersehen können, aber keinen genau inne haben, und wenn ein Professor, wie es sich treffen kann, einen Lieblingsgegenstand hat, werden die übrigen um diesen doch vernachlässigt. In einen Gegenstand kann sich auch ein mittelmäßiges Talent mit der Zeit genügend einarbeiten, bei mehreren wird ihm dies nicht so leicht werden. Man hat als Grund angeführt, ein und derselbe Lehrer lerne seine Schüler besser kennen, wenn er sie in allen Fächern unterrichten und mehrere Jahre mit ihnen umgehen kann. Welcher Vortheil für die geistige Bildung der Knaben daraus hervorgehen soll, ist nicht abzusehen. Man hat nicht einmal Gehalte dabei erspart; wenn dies auch der Fall gewesen wäre, so ist das Sparen hier sehr am unrechten Orte.

Die Gegenstände, welche am Gymnasium vorgetragen werden, sind in den Grammatikalklassen lateinische und griechische Grammatik, etwas Kunde der Alterthümer, Religionslehre, Geschichte, Geo-

graphie und Arithmetik — in den Humanitätsklassen außer den letzteren vier Gegenständen noch die Prosodie, Stylistik und die höhere griechische und lateinische Philologie. Nun aber ist die Eintheilung einzelner Gegenstände ganz merkwürdig. So wird den kleinen Jungen zuerst die Geschichte des östreichischen Kaiserstaates, oder richtiger die Geschichte der Habsburger, vorgetragen, die mit wirklich gewissenloser Partheilichkeit und schlau genug mit einem Schwulste abgefaßt ist, der auf die jungen Gemüther seine Wirkung nicht verfehlt. Wie oft gefielen wir Knaben uns darin, die Phrasen zum Lobe von Kaisern mit allen Pathos vorzutragen, die unser Volk geknechtet und seine besten Häupter weggemäht hatten. Es ist gewissenlos, wie man die Geschichte verfälscht — der Raum verbietet mir, mich bei den einzelnen Stellen aufzuhalten, sollte aber eine Stimme aus Oestreich diese Behauptung in Abrede stellen, so bin ich bereit, hundert Beweise mit Seiten- und Zeilenzahl dem Publikum vorzulegen. Man rechnet darauf, daß sehr viele nicht in die höhern Studien gelangen, wo sie schon Einsicht genug haben und sich die Wahrheit nicht vorenthalten lassen — in diesen leben die Eindrücke fort und haben schon unberechenbaren Schaden gethan. Die Geschichte

und Geographie der alten Welt wird erst im letzten Jahrgange vorgetragen — es ist merkwürdig, welche Partheilichkeit auch darin herrscht, wie Alles darauf berechnet ist, den Sulla z. B. gegen den Marius, den Cäsar gegen Brutus ins vortheilhafte Licht zu stellen — wie falsche Ansichten den Jungen über die Charaktere Einzelner, z. B. Cicero's, Cato's u. A. beigebracht werden. Der Lehrer, der auf diese Intentionen nicht eingeht, muß dies durch empfindliche Zurücksetzungen entgelten — dieser Fall ereignet sich fast bei jeder Vacanz. Eine schändliche Einrichtung — eine wahre Vergiftung der Bell-Lancaster'schen Methode ist ferner das gehässige Anzeige- und Spionensystem auf den Gymnasien. Außer den nöthigen Aufsehern, welche nicht immer aus den talentvollsten Knaben gewählt werden, stellt man Einzelne auf, welche die Aeußerungen ihrer Kameraden, alle Schritte derselben belauschen und den Lehrern hinterbringen müssen. Dieses edle System wird selbst auf der Universität noch befolgt — in der That, ich erröthe vor Scham und Wuth darüber, daß die Bildungsschulen der Jugend zu Pflanzschulen der geheimen Polizei mißbraucht werden. Gottlob, daß es noch Männer giebt, welche dieses schändliche Mittel mit Abscheu zurückstoßen. Ich war selbst Zeuge, wie der Pro-

fessor und Doctor der Theologie Beer, einer der ausgezeichnetesten Kanzelredner Oestreichs, eine solche Canaille zur Thüre hinauswarf, die ihm trätschen wollte. Doctor Beer ist jetzt Generalgroßmeister des Ordens der Kreuzherren, ich kann dem Ehrenmann schon etwas Gutes nachsagen, ohne fürchten zu müssen, daß ich seine Zukunft dadurch compromittire!

Auf das Gymnasium folgt endlich die Hochschule, über deren Einrichtung im deutschen Publikum schon mehr bekannt ist; ja wenn Göttingen zur hannöverschen Ständeversammlung keinen Deputirten gewählt hätte, so wie es anfangs beschlossen war — so würde Ernst August von Cumberland die Universität nach dem Zuschnitt einer östreichischen Studien-Anstalt zugeschnitten haben.

Die östreichischen Universitäten bestehen aus dem philosophischen oder Vorbereitungsstudium (der philosophischen Facultät), welche aus zwei Jahrgängen besteht, und die jeder erst durchmachen muß, ehe er in eine der drei „Brotwissenschaften" eintreten kann. Daß man die Philosophie in dem materiellen Oestreich für keine Brotwissenschaft ansieht, ist charakteristisch — hat man doch sie und

die Geschichte in die projectirte „Academie der Wissenschaften“ gar nicht aufnehmen wollen.

Dieses philosophische Studium soll eine Grundlage zu den drei Wissenschaften sein, welche den Staat unmittelbar und praktisch betreffen. Darin liegt nun ein offenbares Eingeständniß, wie unumgänglich nothwendig die Philosophie in allen ihren Formen zur weiteren geistigen Ausbildung sei. Wie verhält sich nun dieses Eingeständniß zu dem Umstande, daß eine Menge philosophischer Systeme ganz und gar nicht oder höchst flüchtig berührt, einzelne Namen, wie z. B. Hegel, gar nicht genannt werden. Hier zeigt sich die bedauerliche Einseitigkeit, die Absicht, den Geist für ein Interesse gewaltthätig zu bestimmen, aufs Augenscheinlichste. Das vorgeschriebene Lehrbuch der Philosophie ist das von Karpe, ein durchaus obscurer antiquirter Name — der Mann war, glaube ich, einmal Lehrer in Laibach. Nun sind freilich die Professoren vernünftig genug, sich an diese Verordnung nicht allzu strenge zu halten, aber weit zu gehen wagt selbst Lichtenfels, der renomirteste und entschiedenste unter den östreichischen Philosophen, nicht — mein Lehrer z. B. ging über Harbart und Jakobi nicht hinaus —

Fichte und Hegel werden unabläſſig als Revolutionäre betrachtet.

Die Philologie, ſo wie die klaſſiſche Literatur werden hier auch nur dem Namen nach betrieben, in den Brotwiſſenſchaften iſt vollends keine Rede mehr davon. Was man auf dem Gymnaſium erlernte, vergißt man auf der Univerſität wieder, nur zwei Stunden wöchentlich ſind dafür beſtimmt, und zehn andere Gegenſtände werden auch mit zehnfach mehr Energie betrieben. Die klaſſiſche Literatur wird im außerordentlichen Collegium vorgetragen, und zwar im claire-obscure bis zu dem fünfzehnten October, dem Tage der Erleuchtung für ſämmtliche außerordentliche Collegia.

In Prag gab es einen Profeſſor, der bei dieſer feierlichen Gelegenheit einen Witz zu citiren pflegte, eine Stelle nämlich aus den „deutſchen Kleinſtädtern“ von Kotzebue, wo von der Straßenbeleuchtung beim Mondſchein die Rede iſt. Das außerordentliche Collegium hatte dieſes Citat fünfzehn Jahre lang belacht, da fiel es dem Profeſſor ein, ſelbſt einen Witz zu machen. Er vertraute mir den Brouillon des Witzes an, es war eine ganze Abhandlung über die Schlacht bei Leipzig, welche auch den fünfzehnten October begonnen habe, und an welchem Tage ein Licht, ſo zu ſagen,

aufgegangen sei über — weiter brachte er es nicht, er erschrack so über seinen eigenen Witz, daß er die Pointe verschluckte. Ich muß ihm jedoch nachsagen, daß er weder von Seiten des intestinum caecum noch des vastum eine Unbequemlichkeit wegen dieser verschluckten Pointe empfunden hat. Bis October sollte die neue Pointe fertig werden, da überraschten ihn die Julitage und im September die belgische Revolution. Der Professor fürchtete ohne Zweifel, sein Witz könnte das außerordentliche Collegium zu einer Emeute verleiten, und unterdrückte ihn ganz, ja er fand sogar das Citat aus dem Kotzebue bedenklich und wagte es erst nach den Bundestagsbeschlüssen wieder zum Besten zu geben.

Die Professoren der Philosophie haben viel mit dem rebellischen Geiste der Studenten zu kämpfen, derlei Besorgnisse sind also keineswegs übertrieben. Die „Philosophen“ kommen nämlich meist von den Landgymnasien in die Hauptstadt, und da findet sich denn ein lustiges, kernhaftes Völkchen zusammen, das von Druck und Zwang des Gymnasiums aufathmend sich wie ein junges Roß gebärdet, dem man den Zügel schießen läßt Die flotten Bursche haben in der Regel wenig Geld und viel Uebermuth, sie dürfen

was ihnen ein gewisses gelehrtes Ansehen giebt, und mit dem Stock ins Collegium kommen, den sie als Gymnasiasten nicht einmal auf der Straße tragen dürfen — wenigstens war uns dieses unschuldige Vergnügen untersagt worden. Ferner darf man Taback rauchen, offen ins Kaffeehaus und in die besuchteren Bierhäuser gehen. Derlei Orte sind dem Gymnasiasten streng untersagt, er schleicht sich daher in die versteckten Billard- und Bierkneipen, wo er nicht befürchtet, entdeckt und verrathen zu werden. Daß die Gesellschaft an solchen Orten nicht geeignet ist, auf den äußeren Anstand und das Ehrgefühl der Studenten vortheilhaft einzuwirken, ist gewiß. Endlich wird der „Philosoph" als academischer Bürger immatriculirt und „Herr" genannt. Würde man ihn vor kaum zwei Monaten nicht noch Ochs und Esel genannt oder ihn, wie es häufig geschieht, mit „er" oder „ihr" angerufen haben, so würde er wahrscheinlich bescheidener die Beweise von höherer Achtung hinnehmen und nicht trotzig darauf pochen. Das Bewußtsein, unter dem Schutz des academischen Rechtes zu stehen, so beschränkt dasselbe auch sein mag, und die frische Erinnerung an die eben überstandene sechsjährige Knechtung macht dieselben Menschen, welche sonst vor dem Zucken des Pro-

fessorenwimpers erblaßten, zu unbändigen Wildfängen, deren Selbstständigkeitsgefühl nur zu oft in Rohheit ausartet. Die Klagen darüber wiederholen sich jährlich und sind allerdings gegründet, aber dies Uebel wurzelt in der tyrannischen Willkür, welcher der Gymnasiast unterworfen ist, hier müßte abgeholfen werden, wenn Scandale, wie das Auspochen der Professoren u. a., unterbleiben sollen. Außerdem haben derlei Ausbrüche immer böse Folgen für die Jugend selbst — die Professoren wissen sich zu rächen, und manches Talent hat seine ganze Zukunft dadurch verschüttet. —

Eines Mißbrauches muß ich hier noch erwähnen, der so leicht abzustellen wäre, wenn man die Sache weniger pedantisch betriebe. Jeder „Philosoph" muß nämlich viermal des Jahres zur Beichte gehen und sich mit Zeugnissen darüber ausweisen. Diese Zeugnisse werden so oft erschlichen und verfälscht, daß die Würde des Glaubens, welcher nur einmal im Jahre die Beichte verlangt, dadurch verletzt wird, daß bei solcher Veranlassung gelogen und betrogen wird. Einmal wäre hinreichend, und dieses eine Mal würde sicher Jeder einhalten. Das gezwungene Kirchengehen am Sonntage ist auch eine Abgeschmacktheit. Man muß vor dem Beginn des Gottesdienstes seinen

Namen dem bestimmten Aufseher nennen, und thun das viele und gehen dann doch nicht in die Kirche; wenn man das Kirchengehen Jedem freistellte, würde der Besuch des Gottesdienstes eben nicht geringer sein, wer dahin gehen will, würde so wie so kommen. Jemand zwingen, in die Messe zu gehen, indem man ihm mit schlechten Zeugnissen droht, ist eine moderne Draponade — ich sage ganz offen, hätten wir nicht im Professor Beer einen so vorzüglichen Kanzelredner gehabt, so wäre ich aus Trotz nie in die Kirche gekommen.

Die Idee „eines freien Studentenlebens", wie es an den deutschen Hochschulen zu finden — wirkt in diesen Jahren am mächtigsten. Man übertreibt sich dieses nun außerordentlich — ich habe den ganzen Narrenkram selbst mitgemacht. Von dem edlen freien Aufschwung, dem stolzen Bewußtsein der Nationalität und all den schönen Tugenden, welche das deutsche Universitätsleben in den Herzen edler Jünglinge weckt, ist natürlich keine Rede — es reducirt sich Alles auf die Nachäfferei von Formen, welche ungeschickt in die beschränkten Verhältnisse übertragen, die Aufmerksamkeit der Polizei auf die Studenten lenken und diese nur lächerlich machen. Wie viele haben diese kindischen Träumereien bitter gebüßt und leiden

jetzt noch an den Nachwehen derselben. Als Sand so albern war, seinen Dolchstoß an Kotzebue zu vergeuden, waren einige deutsche Studenten nach Prag gekommen und hatten mit mehreren Jünglingen fraternisirt, — die ganze Geschichte beschränkte sich auf ein Paar Trinklieder. Wenn sie noch das „hohe Lied“ Karl Follen's auf dem Marktplatz gesungen hätten, so wäre wenigstens ein Grund für die Strenge da gewesen, mit der man gegen sie verfuhr, aber für „ich bin der Fürst von Thorn“ oder „Becher, kreise für und für“ aus den Betten geholt und wie Diebe über die Straße geführt zu werden, ist denn doch zu hart. Einige von ihnen, die ich persönlich kenne, und die ganz artige Leute, aber nichts weniger als Demagogen sind, mußten beinahe fünfzehn Jahre warten, ehe sie die Erlaubniß erhielten, die Advocatie auszuüben (welche, nebenbei gesagt, in Oestreich auf eine bestimmte Anzahl **Doctores juris** beschränkt ist), obwohl sie schon längst an der Reihe waren. Ein zweites Beispiel, wie schlecht die Nachäffereien der deutschen Studentenbräuche in Oestreich gerathen sind, ist die bekannte Prügelei im Anfang der zwanziger Jahre. — Eine kleine Balgerei unter den Studenten, worin sich die in der Nähe des **collegii clementini** arbeitenden

Kupferschmiede mischten, wurde durch Militair gewaltsam unterdrückt. Das „Bursche heraus“ wurde nur in den Höfen des Collegiums gerufen und die ganze Hetze blieb auf den Platz vor demselben beschränkt. Hätte man sie ruhig gewähren lassen, so würde die Balgerei mit ein paar blutigen Köpfen geendigt haben, und dann hätte das academische Gericht die Schuldigen oder mindestens die Urheber nach Fug und Recht bestrafen können. So aber kam es zu Stößen, Säbelhieben und Kolbenstößen, und schleifte man die armen Jungen in die Kaserne und steckte sie unter die Soldaten. Der Kreuzherrengeneral Köhler, der dieses Heldenstück veranlaßte, ist nun todt — der Segen der jammernden Eltern, deren Söhne eines dummen Streiches wegen aus ihrer ganzen Laufbahn gerissen wurden, um als gemeine Soldaten zu dienen, hat ihn gewiß nicht ins Grab geleitet.

Ich habe selbst einen kleinen Skandal bei Gelegenheit der Cholera angesehn, der zwar weniger hart, aber für die Veranlassung viel zu streng bestraft wurde. Eine Ungezogenheit, welche die Dazwischenkunft eines angesehenen Professors augenblicklich geendigt hätte und die in Auslachen der Hebammen bestand, wurde dadurch beendigt, daß Grenadiere und Polizeysoldaten in die Vorhalle des

Kollegiums drangen und Kolbenstöße austheilten, — als gälte es, eine politische Demonstration zu unterdrücken, oder einen Jakobinerklub auseinander zu sprengen. Den andern Tag wurden Einige relegirt, Andere in den Carcer gesperrt und von dem Katheder herab eine Rede gehalten, die an Grobheit und Hochmuth ihres Gleichen suchte. Der Umstand, daß einige der Urheber liederliche und ungezogene Leute waren, rechtfertigte noch keineswegs eine so gewaltthätige, despotische Art des Einschreitens.

Ich lernte, als ich „Philosoph" war, welche Zeit beiläufig gesagt jene war, in der ich von Philosophie gerade am wenigsten wußte und verstand, in einer böhmischen Landstadt einen „deutschen Studenten" kennen, der durch einen merkwürdigen Conflex der Umstände Erzieher in einem adeligen Hause war, dessen Dame einem stolzen, hochadeligen Geschlechte entsprossen, auch als eine der stolzesten, durchaus aristokratisch gesinnten Frauen im Lande gilt. Er war „Burschenschafter" in Breslau gewesen und bemühte sich, in mein leicht erregbares Herz den Saamen seines politischen Glaubens zu streuen. Aber was er von dem Recht der Völker, von Nationalität, Fürstenzwang und dem heiligen Kampf für die Freiheit sprach, interessir-

lange nicht so sehr, wie die fabelhaft klingenden Erzählungen von dem Todtenkommersch, dem „Verschiß," den „Paukereien" mit den „Landsmannschaftern" und dem „Bundeszeichen." Das setzte mich in Feuer und Flammen, ich merkte mir ein paar Dutzend Stichworte aus dem Coment, trug das schwarz-roth-goldene Band, das er mir schenkte, auf der nackten Brust, und gebärdete mich sehr stolz in langen Haaren und umgelegtem Hemdekragen. Nachdem ich und meine Kollegen das Spiel ein Jahr lang gespielt hatten, gingen wir in die höheren Jahrjänge über, und lenkten unsere Aufmerksamkeit nun erst auf die Leiden und Drängnisse, die uns näher lagen. Nun entsann ich mich erst der schönen Worte meines Freundes wieder, der plötzlich flüchtig geworden, spurlos verschwunden war. Ich habe den „Breslauer Randal" vergebens unter den politischen Fluchtlingen, vergebens unter den politischen Verurtheilten gesucht; — ich muß gestehen, daß mich die Ungewißheit über sein Schicksal noch jetzt bekümmert. Er war eines jener großen Herzen, an denen die Burschenschaft, mindestens in früheren Zeiten, so reich gewesen ist, eines jener edlen, aufopfernden Gemüther, die ein besseres Loos verdient haben, als zu verkümmern.

Wo du auch seyn magst Eduard A..... dein Stammbuchblatt ist mir ein liebes, theures Andenken; mit den Worten Folley's:

„Ein freies Herz, in Lust und Schmerz,
In Kampf und Noth — frei oder todt!“

Das theologische Studium.

Wenn man nun die beiden „philosophischen“ Jahrgänge glücklich überstanden hat, entscheidet man sich wie natürlich für eine Brotwissenschaft. Der Zudrang zum Studium der Medizin hat in den letzten Jahren in furchtbarem Maaße überhand genommen und es stellte sich die sonst ziemlich verschiedene Anzahl der Studierenden völlig gleich. — Der Theologe kommt in das Seminar. Dort erhält er mit einem Dutzend oder noch mehr Andern eine Stube, — man weist ihm ein Bett und einen Schreibpult an und bekleidet ihn mit der schwarzen Kutte. Taback rauchen darf er ja nicht, aber schnupfen so viel es ihm beliebt, — er darf auch ausgehen; aber in der Kutte und in Wien nicht allein, sondern in Gesellschaft eines Andern. Diese

Einrichtung ist nun ganz lächerlich, zwei gehen allerdings aus dem Hause und kommen auch zusammen wieder, aber wenn sie erst um die Ecke sind, geht jeder allein seines Weges und trifft zur bestimmten Stunde mit seinem Collegen wieder zusammen. Die Theologen essen dann gemeinschaftlich im Refectorium und haben arme Studenten zu ihrer Bedienung, die ihnen hungern helfen. Wahrhaftig, die Criminalsträflinge haben es besser, als die Theologen, wenn ein gewinnsüchtiger oder unbekümmerter Rektor dem Seminarium vorsteht. Ich habe mit meinen Augen gesehen, wie die Brotlaibe förmlich ausgeklopft wurden, um die Mäuse daraus zu verjagen, — geräucherte Würstchen waren lange Jahre hindurch das Traktament an hohen Festtagen.

Die Novizen in den Klöstern, besonders wenn diese reich sind, haben es nun ungleich besser. Diese werden zwar auch, wie die Spielberggefangenen und die Rekruten, in die Hausuniform gesteckt, aber sie essen mit den Vätern des Klosters ganz gut und viel, und erhalten auch noch außer Tische ein ziemliches Quantum Bier. In manchen Klöstern existirt noch der edle Gebrauch des „Freibiers," das heißt, an einem bestimmten Tage in der Woche, gewöhnlich Dienstag oder Donnerstag, wo keine

Collegien sind, dürfen die Jünglinge so viel Bier aus dem Klosterkeller holen lassen, als sie trinken mögen. Ich verwünsche diesen Gebrauch aus Grund meiner Seele, — er hat mir einen dreitägigen Katzenjammer verursacht, und einem jungen Benediktiner den mühselig errungenen Nimbus der „Unbetrinkbarkeit“ gekostet.

Die Novizen in den Klöstern müssen erst ein Probejahr — eben das sogenannte Noviziat — überstehen, nach dessen Beendigung es ihnen frei steht, in die Welt zurückzukehren. Man hört jedoch nur selten, daß einer von diesem Rechte Gebrauch macht; das gute Leben hält die Meisten fest, ja es wird sogar als ein beneidenswerthes Glück angesehen, wenn es Einem gelingt in ein „gutes Kloster“ aufgenommen zu werden. Nur bei den Kapuzinern und Franziskanern, den Sappeurs der „Glaubensarmee,“ kommen häufige Desertationen vor; arme Studenten lassen sich in die Kutte stecken, um ihre Existenz ein paar Jahre zu fristen und dabei weiter zu studieren. Da diese beiden Orden bereits nach dem Gymnasium aufnehmen, so fehlt es ihnen nie an Candidaten, von denen jedoch gewöhnlich einige die härene Kutte eilfertigst ablegen und in die profane Welt zurückkehren, so oft es Ernst wird, und sie in die Theologie eintreten sollen. Die K

sind auf eine gewisse Anzahl Plätze beschränkt, — wenn diese voll sind, dürfen keine Novizen mehr aufgenommen werden; — die Reichen suchen daher, wenn einige leer werden, mit viel Caprice aus; man befolgt fast durchgängig den Grundsatz der Jesuiten, daß ein Novize entweder Reichthum, Schönheit oder Talent besitzen müsse, um für den Orden brauchbar zu seyn. Reiche Novizen gehören zu den Seltenheiten, wer Geld hat, weiß immer noch etwas Besseres zu thun, als in ein Kloster zu gehn. Schöne Novizen sind häufiger; ich kenne ein Kloster, das dem Kaiser 6 Flügemänner auf einmal entführte, und wirklich verirrt sich auch von Zeit zu Zeit ein bedeutendes Talent dahin, das nicht in Bier und Kartenspielen untergeht. Von reichen Klöstern hat fast ein jedes einen oder zwei solche Paradegäule. Ueberhaupt hat das theologische Studium an Talenten, besonders in den letzten zehn Jahren, bedeutend gewonnen; früher nahm man ohne Unterschied jeden, der die erforderlichen Eigenschaften: ehelige Geburt, keinen auffallenden körperlichen Fehler, und nicht die allerschlechtesten Zeugnisse hatte, mit Vergnügen auf, — die Theologie war das refugium sämmtlicher Dummköpfe geworden, die sonst zu nichts in der Welt taugten. Daher findet man unter den älteren

Pfarrern und Kaplänen (synonim ungefähr mit Hauptpaſtoren und Paſtoren) auch noch viele, von denen man wahrlich nicht begreift, wie man dieſen — — das Seelenheil von Menſchen anvertrauen konnte.

In neuerer Zeit hat ſich aber dieß bedeutend geändert; der Andrang zu dieſem Studium iſt ſo groß, daß man nun auch die Auswahl hat und auf Talente ſehen kann. Daher die Umgeſtaltung in dem Weſen des jüngeren Clerus, der Aufſchwung den er genommen hat; früher waren es meiſt die Geiſtlichen, welche, willenloſe Knechte des Regiments, ihr Theil zur Verdummung des Volkes beitrugen, nun ſind die Seminarien die ſchönſten Pflanzſchulen der Nationalität.

Für die höhere Bildung talentvoller Theologen, um zum Doktorhut oder auf den Katheder zu gelangen, exiſtirt in Wien ein eigenes Inſtitut, das prytaneum, welches nach ſeinem eifrigſten Stifter, dem Erzbiſchofe Frint, das Frintaneum genannt wird. Die Stiftungsplätze ſind ganz gut dotirt, man nimmt auch nur wirklich bedeutende Köpfe in daſſelbe auf, aber der Unterricht iſt, ſo weit ich nach den Aeußerungen mehrerer talentvoller Schüler deſſelben urtheilen kann, ein ſehr einſeitiger und läuft dabei etwas Obſkurantismus mit unter. Die

Theologen erhalten die kirchlichen Weihen sogleich nach Ablauf der Studienzeit, zur Erlangung des Doktorats sind vier strenge Prüfungen (rigorosa) nöthig.

Das Studium der Medizin.

Die Studenten der Medizin sind von denen der übrigen Fakultäten ebenso geschieden. Sie besuchen zwar dieselbe aula, wenigstens die drei ersten sogenannten theoretischen Jahrgänge; (das ganze Studium dauert sechs Jahre) indeß kommen sie, wenn nicht persönliche Bezüge zwischen einzelnen Studenten selbst stattfinden, in keinerlei Berührung mit Juristen oder Theologen. Die Mediziner sind in Oestreich unstreitig diejenige Studentenschaft, welche am meisten Unabhängigkeit und esprit de corps besitzt. Sie haben ihr „anatomisches Theater," ihren „botanischen Garten," und bekümmern sich in der Regel wenig um die Oper und die Promenaden. Wenn sie vollends in ihr, gewöhnlich an irgend einem Ende der Universitätsstadt gelegenes Krankenhaus kommen, so sind sie fast außer aller

Veranlassung, sich um die Studenten anderer Fakultäten zu bekümmern. Sie haben ihre Kneipen und Billards, wo sie ungenirt und die Herren sind, — leben in der Vorstadt und wer von den „andern“ Studenten bei ihnen gelitten seyn will, muß als „braver Kerl“ accreditirt seyn. Die Mediziner, auf die Universalität ihres Berufes stolz, und auf das Bewußtseyn, nicht wie der Jurist und wohl auch der Theologe an ein Land gebunden zu sein, und auf dessen Eigenheiten Rücksicht nehmen zu müssen, sind die entschiedensten, wenn es gilt, eines der wenigen akademischen Prärogative zu schützen. — Sie bekümmern sich mehr um Politik als die Juristen, deren Fach sie doch ist, sind fast durchgängig liberal, ja ich kenne Leute unter ihnen, die behaupten: Robespierre wäre ein reiner Charakter, man sollte ihn zum Schutzpatron der Medizin machen, statt des heiligen Dannan, indem er die Transfusion verstanden habe, und das schlechte Blut mit allem Krankheitsstoff aus dem Körper schaffte; sein System sey jedenfalls besser gewesen, als das Hahnemann'sche. Wenn ich auch nur einmal im Collegium des „Natur- und Völkerrechtes“ eine solche Idee entfernt wahrgenommen hätte: wir sahen uns immer erst um, wenn wir revolutionair wer-

den wollten und flüsterten uns die Demagogie in die Ohren. —

Mit den Medizinern zugleich studieren die Apotherer, Botanik, Chemie und Receptirkunde, an den übrigen Wissenschaften nehmen die Chirurgen theil, und endlich müssen sie noch mit den Hebammen die Geburtshülfe hören. Die Mediziner stehen zu diesen in einem etwas aristokratischen Verhältniß, — daß sie sich hier etwas exklusiv geriren, ist ihnen andererseits nicht zu verargen. Die Chirurgen sind meist Studenten, die unfähig zu etwas Besserem, als Pflasterschmieren, Bartscheeren und Blutegelsetzen sind, — werden, und nicht mit Unrecht, nur als die Handlanger der Mediziner betrachtet, indem die höhere Chirurgie fast durchgängig von diesen ausgeübt wird. Mit Ausnahme einer oder zweier alten Notabilitäten sind fast alle berühmten Operateure Doktoren der Medizin. Auch gelangt nur selten ein Chirurge über das magisterium hinaus, während die Doktoren der Medizin fast durchgängig auch das Doktorat der Chirurgie erhalten. Zum Doktorat der Medizin gehören zwei, zu dem der Chirurgie eine strenge Prüfung, zum magisterium der Geburtshülfe wird erfordert, daß man bei hundert Entbindungen gegenwärtig gewesen sey, was für abgehärtete Mediziner ebenso

schrecklich seyn soll, wie die practische Anatomie für „weiche Philosophen.“ Auch die Medizin hat in Oestreich, wo nebenbei gesagt für Krankenhäuser, botanische Gärten, anatomische Theater und chemische Laboratorien, in den größeren Universitätsstädten wenigstens das Möglichste gethan wird, noch eine Anstalt, die wohl ihres Gleichen in Europa sucht, „die militärische Josephsakademie,“ oder das „Josephinum.“ Diese Anstalt zur Bildung tüchtiger Aerzte für die Armee, ist reich dotirt und äußerlich mit seltener Pracht und Zweckmäßigkeit eingerichtet. Hier wird die Chirurgie auf eine Art betrieben, wie vielleicht nirgend in der Welt. Die Akademie hat das Recht Doktoren zu kreiren und bildet fast durchgängig die tüchtigsten Aerzte. In die Akademie aufgenommen zu werden, ist besonders für arme Studenten ein wahres Glück, sie erhalten monatlich eine Unterstützung, welche zu ihrer Subsistenz hinreicht, und werden nach ein paar Semestern als Militärärzte zu den Regimentern geschickt, wo sie praktisch die Chirurgie erlernen. Die Talentvolleren werden dann zurückberufen, um die höhere Medizin und Chirurgie zu studieren, und nach Erlangung des Doktorats als Bataillons- und später als Regimentsärzte wieder zur Armee geschickt. Diese stehen fast durchgängig in großem Ansehen

beim Publikum und sind sehr gesucht, — besonders findet man vorzügliche Operateurs unter ihnen. Die Josephsakademie ist auch im Besitz der weltberühmten Wachspräparate, welche Napoleon so gerne mit nach Paris genommen hätte, wären sie nur transportabel gewesen. So aber gereicht es Corvisart, dem Leibarzte des großen Mannes, zur Ehre, daß er auch von dem Versuche abrieth, um diese kostaren Schätze der Wissenschaft keiner Gefahr auszusetzen. —

Das Studium der Rechtswissenschaft.

Die Juristen sind in Oestreich die beklagenswerthesten von allen Studenten. Abgesehen davon, daß sie die abhängigsten und überwachtesten sind, ist auch am wenigsten Gemeingeist unter ihnen. Der Jurist ist entweder aus guter Familie, oder reich und dann hat er sich um Bälle, Concerte und Comödien sehr zu bekümmern, und verläugnet es beinahe Student zu seyn, — oder er ist arm, und liegt verdrossen in der Bierkneipe, die Reicheren hassend und beneidend.

Das juridische Studium mündet in drei Canäle, dem judiziellen, dem politischen und dem kameralistischen. Daß jeder Student genöthiget wird, sich für alle drei vorzubereiten, hätte in so weit sein Gutes, daß er keinem Fache fremd bleibt, aber der Collegienunterricht ist, mit Ausnahme der positiven Gesetzgebung, ein sehr einseitiger und mangelhafter. Wer Richter oder Advokat werden will, der muß allerdings durch das Studium der positiven Gesetze auf eine sichere Basis für sein künftiges Wirken bedacht seyn, er ist selbstständiger und mehr auf sich und seine Kraft beschränkt, als der Kameralist oder der politische Beamte. Dieser Theil der Gesetzgebung ist in Oestreich vortrefflich ausgearbeitet, — das Civilgesetzbuch, der Criminalkodex und die Gerichtsordnung sind Muster der Vollständigkeit und der praktischen Brauchbarkeit. Weniger kann man dies vom Handels- und Wechselrecht sagen, welches noch an alten Gebräuchen kränkelt, indeß soll auch hier durch ein neues Gesetzbuch abgeholfen werden.

Die Kameralistik ist erst in neuester Zeit zum Gegenstande eines besonderen ausgedehnteren Studiums geworden. — Ich bedaure, daß ich dies merkwürdige System, welches wohl in allen Verwaltungen Europas seines [illegible]cht hat, aus

dem Gedächtnisse nicht sicher genug schreiben kann, es genüge, daß das kameralistische Gesetzbuch drei starke Bände füllt, deren genaue Kenntniß nicht allein von den juristisch gebildeten Beamten, sondern auch von dem Subalternpersonale gefordert wird.

Die politische Gesetzgebung ist in so weit eine sehr mangelhafte und unvollständige, als alle Garantien der Gesetze fehlen, wenn man nicht den guten Willen oder die väterliche Gesinnung des Fürsten als eine solche betrachten will. Hier hat sich die Regierung keinerlei Zwang aufgelegt, sie hat nicht, wie bei den übrigen Zweigen der Gesetzgebung, eine Norm aufgestellt, von der sie durchaus nicht abzuweichen, sich den Unterthanen gegenüber, gewissermaßen verpflichtet hat. Die Regierung behielt sich hier ganz freie Hand, sie kann mit einem Hofdekret hundert vorhergegangene aufheben, umändern und da diese auch für einzelne Fälle erlassen werden, so ist das Studium derselben ein sehr verwickeltes und unfruchtbares. Nun heißt es, in einem absoluten Staate wie Oestreich könne dieß nicht anders seyn, aber man hängt doch nicht einmal in Rußland so ganz und gar von dem guten Willen der Gewalthaber ab, von der Garantie gar nicht zu reden, welche das Volk z. B. in Preußen hat, daß die

wichtigsten politischen Punkte dadurch eine Art Sicherstellung erhalten, daß sie mit der positiven Gesetzgebung vereinigt sind, und auf diese in vielen Fällen eine Berufung statt finden kann. Das politische Studium muß man in Oestreich erst hinter dem Schreibpult eines Amtes machen; es ist auch gar nicht der Wille der Regierung, daß dies auf der Universität geschehe. Einmal werden die Vorbereitungswissenschaften als Nebensache betrachtet und ganz einseitig vorgebracht; — Gegenstände, wie Natur-, Staats- und Völkerrecht werden in einem Semester abgefertigt; ebenso ist für die eigentlichen politischen Wissenschaften nur ein Semester bestimmt. Das römische Recht wird ebenfalls in einem Semester vorgetragen; — indeß ist, da es nur als Grundlage des östreichischen Civilrechtes, als Vorstudium desselben betrachtet wird, eine ganz erschöpfende Behandlung desselben nicht nöthig. Die Vorträge des Natur-, Staats- und Völkerrechtes sind wirklich ergötzlich. Als Lehrbuch des Privatrechtes gilt Zeiller's, des selig verstorbenen Hofraths, unsterbliches Buch darüber. Das Naturrecht ist auf ein paar Sätze reduzirt, das Völkerrecht eine wahre Ironie, eine göttliche Persiflage aller Logik und wissenschaftlichen Unabhängigkeit. Es ist komisch, wie sich ein Disput über Tyrannenmord in einem östreichischen Collegium

ausnimmt. Das Wort iſt ſchon ſo fürchterlich, daß der wackere Dr. Porth, der ein vortrefflicher Advokat und liebenswürdiger, aber kein ſehr energiſcher Menſch iſt, jedesmal huſtete, wenn er es ausſprach, aus der nicht ungegründeten Beſorgniß, er dürfte für einen Jakobiner gehalten werden, wenn er es etwa mit zu viel Emphaſe thäte.

Die Statiſtik iſt an ſich eine unantaſtbare Wiſſenſchaft; Thatſachen kann man ja doch nicht wegläugnen, aber hie und da unterläuft doch ein kleines Falſum, — ich muß es unſerm Lehrer, dem berühmten Statiſtiker Dr. Schnabel nachſagen, daß er jedesmal ein furchtbares Geſicht machte, wenn er uns anlügen mußte, z. B. bei dem Kapitel von den Garantien der öſtreichiſchen Finanzen.

Uebrigens iſt es bei jenen Juriſten, welche Doktoren werden und als ſolche ſchon etwas liberaler ſich geriren dürfen, Stil, — beim Doktorexamen das Rottek'ſche Naturrecht vorzunehmen, und damit die examinirenden Profeſſoren in Verlegenheit zu ſetzen oder zu ärgern, je nachdem ſie weniger oder mehr orthodoxe Abſolutiſten ſind. Einem meiner Freunde ſagte Dr. Winniwater, der Lehrer und commentator des öſtreichiſchen code civile zu Wien: „Wiſſen Sie was, ſagen Sie Herrn Rottek, er

solle nur selber einmal regieren, da werden wir sehen, was da herauskommen wird!“

Die Aengstlichkeit mancher Professoren geht wirklich ins Lächerliche; — hier ein Beleg dafür. Als Rottek nach Wien kam, besuchte er den Hofrath Dr. Jenull, den Professor des Natur- und Kriminalrechts, welches charakteristisch in einer Lehrkanzel vereinigt ist, der aber in anderweitigem Dienst der Regierung supplirt wird, wie z. B. Guizot in dem college de france; Jenull wand sich vor Verlegenheit auf dem Stuhle, und kaum war Rottek fort, so stürzte er ängstlich zu Metternich.

„Ach, wissen Ew. Durchlaucht schon, — ich kann nichts dafür!“

„Nun, was?“

„Rottek hat mich besucht.“

Der Fürst, welcher Rottek zu sich eingeladen, und eine sehr lange Debatte mit ihm eingegangen war, darinn er seine machiavellistischen Talente aufs Glänzendste darthat, lachte über die Angst des guten Professors und schickte ihn mit der Versicherung nach Hause, daß man ihn keineswegs für einen Demagogen halten werde, weil ihn Rottek besucht hätte.

Was würde Herr Hofrath Jenull erst erschrocken sein, wenn er gewußt hätte, daß am selben Tage eine Deputation von böhmischen, mährischen und slowakischen Studenten den berühmten Rechtslehrer in Wien begrüßt habe, um ihm für den mannhaften Muth zu danken, mit dem er in seinen juristischen und historischen Werken für die heilige Sache der Völker kämpft. Ja, Herr Hofrath! einer von der Deputation war sogar Ihr Schüler — können Sie sich jemals darüber beruhigen, einem solchen „radicalen Hund" sogar ein vortreffliches Zeugniß ausgestellt zu haben? —

Das römische Recht, so wie das canonische werden deutsch vorgetragen — an den Vorlesungen über das Letztere nehmen auch die Theologen Theil. Diese beiden Gegenstände, welche ihrem Wesen nach so lateinisch sind, daß man sie füglich nicht in anderer Sprache behandeln kann, schon ihrer Terminologie wegen, werden deshalb deutsch gelehrt, weil die Juristen bereits alles Latein so vergessen haben, daß es unmöglich ist, sich ihnen darin verständlich zu machen. Die Theologen geben sich nun das Ansehen, als wäre es ihnen sehr unlieb, daß sie, die fortwährend lateinisch zu sprechen gewohnt sind, deutsch antworten müßten. Diesen

Hochmuth gewöhnt man ihnen jedoch in den ersten vierzehn Tagen ab, sie werden nämlich durch einen oder den andern, der zufällig noch etwas lateinisch versteht, mit vorher sorgfältig ausgearbeiteten Phrasen im ciceronianischen Styl angeredet, ihre Antworten aber durch einstimmiges Urtheil für latinum culinarium erklärt und dermaßen gehöhnt, daß sie sehr gerne wieder deutsch sprechen. Besonders kommen die Kapuziner bei derlei Conflicten der Jurisprudenz und Theologie am schlechtesten weg.

Das Eherecht ist durch den verstorbenen Hofrath und Professor Dr. Dolliner ausgezeichnet bearbeitet worden, sein Buch über dasselbe ist wohl das berühmteste Werk der östreichischen Jurisprudenz. Dolliner, der von den humanistischen Tendenzen aus der Zeit Joseph II. ausging, wurde vom Pabste in Bann gethan — lehrte jedoch nach wie vor unbekümmert um den Fulmen Vaticanum, quem papa eripuit Jovi. Kaiser Franz verwendete sich für ihn beim Pabste, und, wie man sagt, mit Erfolg, gewiß aber ist es, daß bei seinem Leichenbegängnisse kein Geistlicher fungiren wollte, und daß noch jetzt sein Name im Munde des Clerus ein verpönter ist, wie sein Werk auch in

dem catalogus librorum damnatorum zu Rom figurirt.

Ich muß hier noch einen Mann charakteriſiren, der eine der originellſten Erſcheinungen der öſtr. Gelehrtenwelt iſt — der Regierungsrath und Profeſſor der politiſchen Wiſſenſchaften zu Wien Dr. Kudler. Es iſt faſt unbegreiflich, wie dieſe verkörperte Negation, dieſe Fleiſch und Blut gewordene Ironie jemals auf einen öſtreichiſchen Lehrſtuhl gelangt iſt, und wie er ſich darauf behaupten konnte. Kudler iſt ein Stück Voltaire, frivol, geiſtreich, mit einer ſeltenen Auffaſſungsgabe und einer ſtachligten Dialectik ausgeſtattet — ſeiner Geſinnung wie ſeinen Eigenſchaften nach ein Talent der Oppoſition, ein Mann wie geboren für die Tribüne. Auf anderem Terrain würde Kudler eine hiſtoriſche Perſon geworden ſeyn — ich kann mir Thiers nicht anders als unter dem Bilde Kudlers denken. Er macht ſich zuweilen das Vergnügen, mit ſeinen Schülern politiſche Debatten einzugehen und ſie wie eine Katze die Maus mit ſeiner unvergleichlichen Ironie zur Verzweiflung zu bringen. Ich habe Kudler wie keinen meiner Lehrer geliebt und ihn einmal zu einer Debatte genöthigt, auf deren Wendung ich mir noch heute etwas zu Gute thue. Ich vertheidigte nämlich die

Censur, Kudler, der coute ce qu'il coute auf dem Katheder opponiren muß, machte uns das unbeschreibliche Vergnügen, mit dem scheinheiligsten Gesichte von der Welt den ganzen Hagel seiner Satyre auf dies herrliche Institut fallen zu lassen, indem er meine ganz im Sinne eines Ultra-Absolutisten gehaltene Rede in jener koketten heuchlerischen Manier auf „billige" Grundsätze zurückführte, welche den östreichischen Mächtigen so geläufig ist. — Ich thue vielleicht Unrecht, dieses hier zu erwähnen, aber ich denke mir, Kudler braucht sich um die Gewalt nicht sehr zu bekümmern. — Wenn sie ihn nicht brauchten, hätten sie ihn gewiß schon gehen lassen — zeigt doch Kudler bei jeder Gelegenheit, wie wenig ihm an der Professur gelegen ist. Wenn es ihm einfällt, geht er auf eine Jagdparthie und läßt seinen Adjuncten „Politik" lehren, das thut er übrigens regelmäßig, wenn das Capitel von der Todesstrafe, der Censur, der Judenemancipation und der Lehrfreiheit an die Reihe kommt. Wenn von der Verfassungspolitik gehandelt werden soll, wird er gewöhnlich krank, und wenn er über Gewerbsfreiheit vorzutragen hat, ist gewöhnlich so schlechtes oder so schönes Wetter, daß er es ganz billig findet, wenn die Studenten nicht ins Collegium kommen.

Die übrigen juristischen Notabilitäten sind: Hofrath Protobevera, dessen Bücher auch in Norddeutschland bekannt sind, weil sie weniger die locale Jurisprudenz behandeln, und Dr. Gustav Kopetz, der Verfasser einer vortrefflichen Gewerbskunde. — Die Professoren Nippel und Wessely haben in Oestreich einen Namen als Commentatoren des code civile. Das juristische Studium hat binnen wenig Jahren drei seiner berühmtesten Talente eingebüßt, Schuster in Prag, der erste Commentator des code civile, Fischer in Prag im Handels- und Wechselrecht und Wagner in Wien in der „Gerichtsordnung" mit Recht berühmt und hochgeachtet.

Die Frequenz der östreichischen Universitäten ist bei den alten, wenigstens wie Prag, Wien, Pavia, Padua, eine ungeheure — sie übersteigt seit langer Zeit jährlich die Zahl von 1000 und steigt häufig bis 1500. Daß die italienischen Universitäten, welche gerade nicht im Rufe besonderer Gelehrsamkeit stehen, auch von Deutschen besucht

werden, hat seinen Grund darin, daß alle jene, welche auf den deutschen Universitäten die strengen Prüfungen zu überstehen nicht den Muth oder das Vertrauen in ihr Talent haben, nach Pavia oder Padua gehen, wo Alles auf die leichte Waage genommen wird und der Doctorshut lange nicht so hoch hängt. Besonders sind es die Mediciner, welche hier auf den academischen Grad Jagd machen. Das Publikum ist aber sehr mißtrauisch gegen die Doctorshüte, die aus den italienischen Fabriken kommen, die Florentiner Strohhüte sind ungleich gesuchter und accreditirter. Die Doctoren von Pavia haben außerdem noch das Unangenehme, daß sie in der lateinischen Endung Paviani heißen — sie nennen sich daher ticinenses vom Ticinus, dem Grenzflusse der Lombardei, an dem Pavia liegt.

Die Promotionen sind auf den verschiedenen Universitäten auch verschieden, am feierlichsten werden sie in Prag begangen, das auch die glänzendsten Localitäten zu solcher Festlichkeit besitzt. Die alma & antiquissima mater, die Ahnfrau aller jener Universitäten, welche sonderbar genug aus der Opposition gegen Huß entstanden und später

die Pflanzschulen und Bollwerke des Protestantismus wurden, ist noch an alten Hallen und Gebäuden reich, die mit gothischen Spitzen und Schnörkeln prangen. Dort funkeln die goldenen Ketten und Scepter und rauschen die langen Roben der Pedelle — es ist Alles noch so ernst und feierlich dort wie damals, da Prag die schöne Stadt des Lichtes war und der Heerd der Freiheit. — Es ist bei uns Ton geworden, sich über die Promotionen lustig zu machen, weil sie auf alte Formen basirt sind. Man hat aber zum Theil Unrecht. Daß die Disputationen, welche der Promotion vorgehen, zur lächerlichen Formalität herabgesunken sind, ist leider wahr — denn Opponent und Disputant berathschlagen gemeinschaftlich Thema, Einrede und Replik — und wenn die Viertelstunde um ist, so giebt der Dekan das Zeichen zum Trompetentusch und der Streit hat ein Ende, ob etwas bewiesen ist oder nicht. Daß aber schon die Veranlassung, öffentlich reden zu müssen, ihr Gutes hat, ist gewiß, man kommt in Oestreich ohnehin nur bei ähnlichen Gelegenheiten dazu, und wenn es nichts wäre, als daß man seine Befangenheit, vor einem großen Auditorium aufzutreten, überwinden muß, so ist diese Sitte

lobens- und beibehaltenswerth. Es giebt — namentlich unter den jungen ſtudierenden Ariſtokraten — eine Menge Gegner dieſer Formen. Sei es nun, daß ſich dieſe Herren ihrer Ungeſchicklichkeit bewußt ſind und glauben, es ſei beſſer eine alte Sitte, als ſich ſelbſt zu blamiren, oder daß ſie der Univerſität ſelbſt den letzten Schein und Schimmer der Selbſtſtändigkeit mißgönnen, ſie zucken die Achſeln und laſſen ſich höchſt ſelten promoviren. Ein graduirter Adelicher iſt eine Seltenheit in Oeſtreich — man ſage zehnmal, daß ſie es nicht thun, weil ſie es zu ihrer Laufbahn nicht nöthig haben: ſähen die Herren eine Ehre darin, die ewiggrüne laurea accademica um ihre alten Grafenkronen zu flechten, ſie würden es gewiß nicht unterlaſſen; aber ſie meinen, die ſchwarz und gelbe Kokarde nehme ſich beſſer aus auf den geſchloſſenen Helmen. Es wurmt dieſe Junker, daß der Ritterſchlag nur noch in den Ordenskapiteln vorkommt, daß die Univerſitäten einen Reſt mittelalterlicher Glorien bewahrt haben, und daß man ſie ungeſtört im Beſitze derſelben ließ, während der Adel die ſeinigen nach und nach, vom Zeitgeiſt gedrängt, aufgeben mußte. Sie ſehen nicht ein, daß ſie doch den beſſeren Theil — ihre Rechte

erhalten haben, während man der Universität nur einige Formen ließ. — So gut wie die Herolde vor dem König oder Großmeister, mögen die Pedelle in ihren Schauben und Baretten dem Rector Magnificus vortreten, der ja auch ein König ist, und ein Wahlkönig noch dazu, und der Großmeister eines Ordens, der älter und angesehener ist als jeder andere — der Lorbeer hatte bereits seine volle Geltung, als noch Niemand an Kreuze und Ordensbänder dachte. Das Rauschen der Schleppmäntel, das Klappern mit den verrosteten Harnischen und Wappenschildern erfüllt gerade die mit einer Art Schauer und Verehrung, die am meisten über die „leeren Formalitäten" spötteln, deren die gelehrte Welt endlich einmal entbehren solle. Der Triumphzug eines Fürsten oder Feldherrn geht durch alle Straßen unter Glockengeläut und Kanonendonner: was will man gegen einen Triumphzug eifern, der nur von der Pforte des Scales bis zu den rostris academicis währt, verdient ist dieser wahrhaftig ebenso wie der andere, und wenn der neue Doctor auch nicht so viele Menschen tödtet wie ein chevalier Feinde, oder so viele Processe verliert wie ein General Schlachten.

Die Universitäten sind mit ihrer Selbstständigkeit so herabgekommen, daß man nur mit Ingrimm dem Aktus zusehen kann, wenn ein neuer Kaiser „die alten Gerechtsame“ bestätigt; welcher Hohn lag darin, als Kaiser Franz dies that, und die Studenten statt vor ihre akademischen Richter, vor den Profoß stellte. Daß ich nichts vergesse: im Saale der Prager Studenten hängt die Fahne, welche das böhmische Studentenbataillon führte, als es „für Gott, Kaiser und Vaterland“ zu Felde zog, und wieder heimkehrte. Sie ist noch sehr hübsch und nicht im mindesten geschwärzt oder lädirt. Zugleich gestehe ich ein, daß ich es war, der vor einigen Jahren dem böhmisch-akademischen Löwen das Maul und den H.... verklebte, weil uns ein Professor versichert hatte, er hätte zornig gebrüllt, als die französische Musik an den Grenzen Böhmens erklungen sey. Ich wollte doch sehen, welchen Pfropfen er zuerst ausstoßen würde bei dem „aux armes citoyens!“ wenn die Franzosen, wie es damals hieß, an uns vorbei den Polen zu Hülfe marschirten. — Ich habe diese Fahne einmal gröblich verhöhnt, — indem ich einen kleinen Fetzen von einer der Trophäen aus den Zeiten unserer Heldentage daran nadelte, — der Pedell gewahrte es und sagte:

„Ach, — Sie haben die ſchöne Fahne beſchmutzt," — und riß den Lappen ab, den der dumme Teufel für einen Fleck hielt. Die Fahne muß ſchwarz und zerfetzt werden für die gute Sache, ehe ſie mit Ehre in der alma hängen kann.

Flüchtigste

Vorgeschichte

der

östreichischen Litteratur.

Die Litteratur in Oestreich verdankt ihren Ursprung der milden, sonnigen Regierung Josephs des Zweiten, der im Gegensatze zu des preußischen Friedrich Hinneigung zur französischen Poesie, die damals aufbrechenden Blumen des deutschen Geistes schätzte und pflegte. Es war eine schöne Zeit in Oestreich, — nach langjähriger Stumpfheit das erste geistige Erwachen; die Josephinische Periode war wie ein holder, stiller Sonntag, nach einer Woche voll Sturm und Regen, voll Kriegestroubel und Noth. Oestreichs Existenz, die Bayern und Preußen nach Belieben erschüttert hatten, war nun festgestellt; durch einen engern Anschluß der Erblande aneinander, die Hausmacht konsolidirt worden. — Joseph konnte seine Reiche aufathmen lassen, und streute nun mit vollen Händen Institutionen und Gesetze, Belohnungen, Aufmunterungen aus. Er war von einem jugendlichen Drange des Schaffens belebt; —

er wollte eine Litteratur gründen und riß das alte Blockhaus: die Censur nieder, die dem neuen Bau im Wege stand, — alles im Augenblick, kraftvoll zugreifend und kaum im Stande, zu erwarten wie alle seine Schöpfungen sich entwickeln würden. In Oestreich hatte es keine Litteratur mehr gegeben, seit man die böhmische geköpft, gerädert und geviertheilt hatte; — nach der Schlacht am weißen Berge wütheten die Jesuiten gegen die Bücher, wie der Kaiser und seine Sattelliten gegen die Personen.

Die Censur wurde furchtbar gehandhabt. — Der süßliche Metastasio war der Stern erster Größe am Hofe Maria Theresias. Nun entwickelte sich endlich, durch die Rivalität gegen diesen eine deutsche Litteratur, sie trat verkörpert in einem halben Dutzend Odensänger auf, die Klopstoks gewaltiger Heldengesang zur Nachahmung verlockte. Denis (Sined), der Lobhudler Maria Theresias, der Geburts- und Namenstagspoet des Kaiserhauses, Hofmeister aus Beruf, Lakai aus Bedürfniß, führte die Musen an der Donau ein. Es waren gute Leute, die Poeten der Josephinischen Zeit, mittelmäßige Talente, hatten aber alle gute Anstellungen und befanden sich wohl. Alxinger schrieb Epopoen, die mit Recht vergessen sind, was sollen auch diese

krüppeligen Ableger Torquat. Taſſo's, im ſtolzen deutſchen Dichterwald. Alxinger war ein leidiger Versmacher, er ſtahl wie ein Rabe funkelnde Epiſoden aus den welſchen und ſpaniſchen Epopoen, ſeine ganze Poeſie war eine geiſt- und zweckloſe. Neben ihm ſtand Ayrenhoff, der ſteife galonirte Poet und Kritikus, dem Shakespeare ein ungehobelter Bengel war, und welcher der Ahnherr der adeligen Litteratur iſt; — dann noch die Herren Ratſchky und Maſtalier, zwei Ableger Sineds, aber noch troſtloſer als er und noch mittelmäßiger.

Haſchka, der alte Blindſchleich, der Sympathien für die Revolution geheuchelt hatte, um ſie dann mit Eklat zu desavouiren, der den alten heſſiſchen Kurfürſtenkorporal zuerſt mit Spottgedichten verfolgte, und dann die Jakobiner in ernſthaften Verſen verfluchte, war noch der talentvolliſte unter ihnen.

Eine eigenthümliche Erſcheinung trat jedoch aus dieſem Knäuel von Mittelmäßigkeiten hervor: Blumauer, der Satyriker, der das Lob der Flöhe geſungen und die Aeneide Virgils traveſtirt hat. Dieſe bunte, ſchillernde Schlange, welche der plötzliche Sonnenſchein der Joſephiniſchen Periode ausgebrütet hatte, ringelte ſich nun luſtig an der altergrauen Epopoe empor, augenfunkelnd und gift

Blumauer war schon der erste Schritt zur Bewegung, denn die Satyre war überall und immer die Vorläuferin der Revolutionen.

Blumauers Beispiel konnte gefährlich werden, seine Bücher waren die ersten Opfer der wiederauflebenden Censur, — aber trotz aller Bemühungen, ihn zu verwischen, ist er der einzige aus jener Zeit, der sich erhalten hat, dessen Name noch genannt, dessen Bücher noch gelesen werden; Blumauer ist in Oestreich der Ausdruck der Josephinischen Periode, jener fabelhaften Zeit, wo nicht gehängt wurde, wo Freimaurerlogen errichtet, und Klöster aufgehoben wurden, und wo die Verse gedruckt werden durften:

— — — — — —

Junge Domherrn haben Dienst dabei,
Und verkünden laut durch alle Säle,
Daß die Sitzung wohl geraten sey!

Joseph starb, mit ihm sein System. Der Aufruhr brach in den gedrückten Niederlanden los; der Haß Leopolds und Franz des Zweiten gegen den demokratischen Aufschwung, den die Zeit nahm, tobte sich gegen alle geistigen Richtungen in den Erblanden aus, weil man ihn nicht an den französischen Republikanern austoben konnte. Da wurden die alten

Censurketten neu genietet, unter dem Klang des ça ira; — die alte Herrschaft der Willkühr begann wieder und der Siegesdonner von Gemappes und Neerwinden, war die Loosung zur völligen Unterdrückung der Presse.

Die Eitelkeit der Wiener Poeten; die sich gerne selbst von der herrlich aufblühenden deutschen Litteratur isolirten, erleichterte das geistige Sperrsystem, mit dem Leopold und besonders Franz die Reaktion gegen die Josephinischen Ideen begannen. Wie ewig schade ist es um jene freiathmende, schöne Periode in Oestreich: die Mittelmäßigkeit schoß in starken Wassertrieben auf, die eine spätere Zeit ohne Bedauern abdorren sah. Was hätte damals gewirkt und geleistet werden können; welche Saat konnte jener warme, belebende Hauch erzeugen, welcher zehn lange, schöne Jahre über Oestreich hinwehte. Mit Joseph starb die Möglichkeit einer Tendenzpoesie.

Franz der Zweite fand sich mit dem Schatten seines Oheims durch die Reutersäule ab, die er ihm über den Trümmern seiner Institutionen errichten ließ.

Einzelne östreichische Autoren setzten den Kampf der Tendenzpoesie gegen die von der Regierung begünstigte Räuber- und Geisterromanlitteratur noch

eine Zeitlang fort; freilich versteckt und unter der Last des Censurdruckes endlich erliegend. So Meißner in seinem „Spartakus," Feßler in seinen Romanzen, sogar Karoline Pichler im „Agathokles."

Denn Meißner, eine Zeitlang Professor der Aesthetik, war ein geistreicher Mann, der viel Tüchtiges geschrieben hat und mit Unrecht den Leihbibliotheken verfallen ist. Er hat namentlich in seinen Criminalgeschichten eine erschütternde Macht der Darstellung entwickelt, und wenn auch nicht allzu reich an Erfindung, so ragte er in der Form über alle seine Zeitgenossen in Oestreich empor. Ein dramatischer Versuch von ihm, in dem er die Geschichte des unglücklichen Paricida behandelte, ist ziemlich unbedeutend.

Fessler, früher katholischer, dann protestantischer Geistlicher, war der eifrigste Verfechter der humanistischen Tendenzen, wurde dann hart bestraft und mußte außer Landes flüchten: seine merkwürdigen Schicksale hat er selbst erzählt und ist vor nicht langer Zeit in hohem Alter gestorben. Seine Romane spielten meist im Alterthum — die Form derselben war jedoch keineswegs mit dem antiken Stoffe übereinstimmend: er ist fast ganz

verſchollen und in Oeſtreich ſogar aus der Literaturgeſchichte verbannt.

Die jetzt um ſich greifende Ritterromanliteratur, welche die Buchhändler Haas, Dirnboek und Bauer in Prag und Wien losließen, hat ein einziges Talent erzeugt, das unter andern Verhältniſſen vielleicht etwas Bedeutendes geleiſtet hätte. Heinrich Spieß, der noch immer in den Leihbibliotheken, aus welchen die gemeine Volksklaſſe ihre geiſtige Nothdurft ſchöpft, herumſpuckt, hatte bei aller Flüchtigkeit und geringer Ausbildung der Form eine reiche, faſt unerſchöpfliche Erfindungsgabe. Seine Romane können ſich mit den Volksſagen von Veit Weber, dem Klaſſiker der geſtiefelten Romantik, keineswegs meſſen — aber einzelne derſelben haben einen Situationsreichthum, wie ihn Weber und in neuerer Zeit Spindler, Storch und Döring in ihren beſten Romanen nicht erreicht haben.

Die Nachahmer von Spieß ſind alle unbedeutend und vergeſſen — ein einziger iſt wegen der Menge ſeiner Arbeiten erwähnenswerth — es iſt dies der ehemals beliebte Volksdichter Gleich, von dem ſpäter noch die Rede ſein wird, und der bis jetzt über hundert Ritterromane geſchrieben

hat, von denen sehr viele zwei und drei Bände stark sind.

Um diese Zeit war das Theaterwesen in Oestreich in die Höhe gekommen. Das Wiener Burgtheater, so wie das Prager unter des vortrefflichen Liebich Leitung waren bereits Vereine der ausgezeichnetsten Künstler geworden. Kotzebue kam nach Wien, und obwohl er die Leitung des Burgtheaters nur kurze Zeit führte, wurden mehrere seiner besten Lustspiele, z. B. die beiden Klingsberge, dort vollendet und dargestellt. Die bessere Literatur wandte sich daher dem Theater zu, während das Romanenwesen in einer niedern Sphäre noch eine Zeitlang fortdauerte. Die beiden Collin, Steigentesch, die Weissenthurn beherrschten damals die Bühne. — H. Collin behandelte fast durchgängig nur antike Stoffe — eine Epistel an Max Korn, damals das jüngste Talent des Burgtheaters, giebt uns über die damalige Darstellungsweise einige Winke — die Epistel ist sonst schwach und eine slavische Nachbildung der epistola ad Pisones. Collin hatte eine breite, aber ausgearbeitete Form: er verstand es, Rollen zu schreiben, welche für die pathetisch-rhetorische Manier Lange's und Brokmann's berechnet, von den Schauspielern vorzugsweise gern dargestellt wurden. Von

allen ſeinen Stücken, worunter Coriolan, Regulus und Mäon die berühmteſten waren, hat ſich kein einziges mehr auf dem Repertoir erhalten. — Eines der Collin'ſchen Stücke iſt aber mit Unrecht vergeſſen: Balboa, ein Trauerſpiel, das von dem breiten Pathos der übrigen Stücke ziemlich frei, durch eine natürliche Darſtellung und ſcharfe Charakteriſtik ſich auszeichnet. Dieſes Stück würde noch heute allenthalben ſeine Wirkung machen, es iſt eine eben ſo dankbare Aufgabe für Schauſpieler, als es das Mitgefühl des Publikums anregt; ich weiß nicht, warum man es bei dem Mangel neuer Tragödien nicht wieder hervorſucht.

M. Collin, der Bruder des Vorigen, war unbedeutender, von ihm iſt vollends keine Rede mehr.

Steigentesch war ein feiner, verdienſtvoller Autor, deſſen Luſtſpiele mit vieler Grazie und Gewandtheit geſchrieben ſind, und der als Novelliſt vortrefflich war.

Die übrigen Autoren, welche in dieſer Periode zu wirken begannen, leben faſt alle noch — ich will daher an jene, welche irgend eine neue Richtung begründeten oder auf die Literatur einen fühlbaren Einfluß ausübten, den hiſtoriſchen Verlauf anknüpfen.

I.

Politische.

Erzherzog Ludwig.

Erzherzog Ludwig besaß unter allen Brüdern Franz I. sein Vertrauen am meisten. Während Franz zu Felde zog, herrschte Ludwig in der Monarchie, und manche Einrichtung, welche Franz unbedingt verworfen, manche Bitte, die er zurückgewiesen hatte, wurde durchgesetzt und erfüllt. In den kurzen Perioden, während deren Ludwig einen Theil der Souverainetätsrechte ausüben durfte, hat seine rasche, beflügelte Thätigkeit viele Resultate hervorgerufen — sonst war seine Theilnahme an den Staatsgeschäften nie eine directe. Er hat auch nie eigentliche Gelegenheit gehabt, seine Gesinnungen zu manifestiren; außer seinem Talent der Verwaltung hat er nie ein anderes recht gel-

tend gemacht: er ist einer jener Charaktere, bei denen man Grund hat, Alles vorauszusetzen, ohne daß jedoch eine dieser Voraussetzungen sattsam bewiesen würde. Sein jetziger Antheil an der Regierung soll eigentlich der einer Controlle über die beiden Minister Metternich und Kolowrat sein, und es scheint, als ob er zuweilen den Vorschlägen des letztern entgegenträte. In die auswärtige Politik scheint er sich weniger zu mischen, und im Grunde ist da nur selten eine Frage zu erledigen, welche Metternich den Gliedern der Conferenz zur Entscheidung vorzulegen brauchte. Erzherzog Ludwig ist fast in den Sechszigen, ohne auffallendes Aeußere, aber schon etwas zusammengeworfen und verwittert.

Erzherzog Karl.

Erzherzog Karl, der älteste Bruder Franz I., war seit dem Unglücksfalle im Jahre 1809 von allem Antheil an den Geschäften des Krieges und Friedens fern geblieben. Er hatte die schweren Kämpfe Oestreichs gegen Napoleon

geleitet, aber, was ihm zu aller Ehre gereicht, nicht vom Standpuncte des Politikers aus, sondern von dem des Kriegers. Er betrachtete sich als den Marschall seines Bruders, führte seine Heere, aber nirgends findet sich in seiner Handlungsweise jener bittere Haß gegen alle Volksentwickelung, gegen jede Ahnung der Freiheit, die Franz I. vom Antritt seiner Regierung charakterisirt. Er bekämpfte sie, weil sie ihm bewaffnet gegenüber stand, aber er sah zunächst nur die feindlichen Franzosen vor sich, nicht die Söhne der Revolution. Massen zu bekämpfen hat immer ein edleres Aussehen, als das Kriegen gegen einzelne, ein Heer der Revolution zu schlagen ist zweierlei mit dem feigen Straßengemetzel und Wüthen gegen Wehrlose und Unschuldige, worinnen sich so mancher gleichzeitiger Verfechter der Monarchie gefiel. Den traurigen Ruf eines Würgers hat der Erzherzog verschmäht, obwohl gerade er noch den politischen Vorwand gehabt hätte, das Princip vorzuschützen, ein Alba der „Monarchie" zu werden.

Die Siege des Erzherzogs haben seinen Ruhm, die Niederlage, die er litt, seine Ehre gekrönt, keine einzige war schimpflich! Wenn man ihm einen

Lorbeer für Aspern wand, gebührte ihm auch einer für Wagram; er war der Ajax Oestreichs.

Erzherzog Carl legte damals tiefgekränkt den Oberbefehl nieder — die Zeit ging an ihm vorbei, er blieb ein unthätiger Zuschauer bei den Siegen Schwarzenberg's, Blücher's und Wellington's; ernteten doch diese nur, was er ausgesäet hatte, war doch von ihm die Ueberzeugung ausgegangen, daß Napoleon und die französische Nation nur durch die massenhafte Erhebung der Völker zu besiegen sei. Er gab in dem Aufruf an die Böhmen und Mähren das erste Beispiel dazu. Die unerschütterliche Abneigung des Kaisers Franz gegen eine solche Erweckung der mühsam unterdrückten Nationalitäten schnitt den Plan des Erzherzogs ab — Franz ließ es lieber auf die äußerste Gefahr ankommen, seine Hauptstadt und manche schöne Provinz verloren gehen, ehe er zu diesem Mittel gegriffen hätte.

Der Erzherzog, durch die ungeheure Erbschaft des ehemaligen Statthalters der Niederlande, Herzog Albrechts von Sachsen, in die glänzendsten Verhältnisse versetzt, genoß während des Friedens sein Glück mit vielem Geschmack.

Er hat von allen älteren Prinzen des Kaiserhauses wohl den meisten Sinn für Künste und

Wissenschaften, und ist der einzige, der es nicht unter seiner Würde achtete, die Feder zu etwas Edlerem, als die Unterzeichnung von Ernennungen oder Küchenzetteln zu gebrauchen, er schrieb mehrere militairische Werke, die selbst die parteiische Kritik der französischen und englischen Strategen für musterhaft erkennt.

Der Charakter des Erzherzogs ist ein mannhaft ehrenwerther, sein größter Fehler ist der Familienfehler der Habsburger — der starre Eigensinn.

Fürst Clemens Metternich.

Es sind nun dreißig Jahre, daß dieser Mann in Oestreich regiert. Er betrat zu einer Zeit den Schauplatz, da die schwertmächtige Diplomatie Napoleon's mit den Völkern und Reichen wie mit den Personen experimentirte. Metternich wurde als leitender Minister an die Spitze eines Reiches gestellt, das, kaum gegründet, durch unglückliche Kämpfe erschöpft, wenig mehr von seiner Kraft und, wie die Sachen damals standen, noch weni-

ger von den Umständen zu erwarten hatte. Er mußte an die Vergangenheit der Fouché und Talleyrand anknüpfen, um die Gegenwart derselben zu paralysiren. Damals eben war die östreichische Diplomatie genöthigt, die stolze Rolle, welche sie der Revolution gegenüber gespielt hatte, aufzugeben — sie mußte zu dem frühern schleichenden Jesuitismus zurückkehren, den die Franzosen und besonders ihr Beherrscher, auf ihre Siege stolz, zu verachten begannen. Der Sohn der Revolution spielte die Rolle des legitimen Souverains, der Sohn der Habsburger sah sich zu Bündnissen mit Theorien und Tendenzen genöthigt, die sein Haus seit Jahrhunderten grimmig bekämpft hatte. Der Sohn der Habsburger alliirte sich mit der Demagogie, die Napoleon zerschmetterte — er stickte die Wahlsprüche der Revolution auf seine Fahnen, während Napoleon eben so bemüht war, sie aus den seinigen zu vertilgen. Alles Große wurzelt nur im volksthümlichen freien Boden — Metternich verdankt seine Größe nur dem Umstande, daß er in diesen das Saatkorn seiner Zukunft pflanzen mußte — Franz verdankte diesem Bündnisse die Größe seines Reiches, sein Minister das fruchtbare Gedeihen seines Talentes.

Metternich hat in dem Zeitraum, wo er die deutschen geheimen Bünde gegen Napoleon leitete, unendlich viel gelernt. Oestreich blieb in kluger Voraussicht der Zukunft von den Bewegungen fast unberührt, die sein erster Minister in Deutschland erregte — dieser wirkte mit Stichworten alter Reichs-Erinnerungen und weihte sich nun in den Charakter, in die Elemente, Kraftgrade und den ganzen Barometer der Volkserregbarkeit ein. Metternich konnte nur, dieser genauen Kenntniß wegen, die jedesmalige Unterdrückung der Bewegungen gelingen, welche Deutschland später im Anfang der zwanziger und dreißiger Jahre versuchte. Selbst Preußen — dem ein Verständniß deutscher Zustände nicht abzusprechen ist, sah sich genöthigt, in den Wirren der neuesten Zeit zu dem Rathe des östreichischen Ministers seine Zuflucht zu nehmen; Metternich hat nach dieser Seite hin seinen Ruf festgestellt, er ist und bleibt im Betreff deutscher Zustände das delphische Orakel der Zeit und die größte Klippe für die Bestrebungen der deutschen Liberalen. Dem alten deutschen Liberalismus hat er den Kopf eingedrückt — er kannte die schwachen Seiten desselben zu genau, und selbst als von andern Grundsätzen ausgegangen wurde, hatte die Bewegung ihm gegenüber wenig Erfolg. Metternich hatte eine factische

Einheit Deutschlands bereits hergestellt, ehe die Liberalen über die Einführung derselben einig waren — jener beispiellose Dualismus Oestreichs, als Bundesstaat und Erbkaiserthum, ist der Triumph seiner Klugheit. Preußen hat diesen Dualismus copirt, aber der Beschränktheit seiner Mittel zu Folge in ungleichen Verhältnissen — Preußen hat in seinen nicht deutschen Ländern durchaus nicht jenes Gegengewicht, das Oestreich besitzt, nicht jene unabhängige Macht, die ihm eine ungleich freiere Hand läßt.

Wenn Preußen auch die Spaltung in Nord- und Süddeutschland, mit allem Aufwande seiner Klugheit, allmälig zu vergrößern sucht, so wird ihm Oestreich doch immer überlegen bleiben. Preußen muß seinen Einfluß mit unmittelbaren Opfern erkaufen, — Oestreich hat nicht nöthig sich selbst um materielle Vortheile zu bringen, sich zu mühen und zu plagen, Straßen zu bauen, Zollvereine zusammenzubringen, — und bei Allem die Hand im Spiele zu behalten. Aber die meisten dieser Anstrengungen haben Preußen in der Meinung der betheiligten Länder wenig gefruchtet; man sieht in den besten Einrichtungen immer nur Lockungen des preußischen Egoismus, sie haben fast durchgängig die entgegen-

gesetzte Wirkung hervorgebracht. Oestreich war klug genug, sich nicht auf sichtbare Einmischungen einzulassen, die am Ende alle wieder fruchtlos werden können. So hat Preußen bereits durch die Eisenbahnen einen Stoß erlitten; wer dankt ihm jetzt für seine Poststraßen, die so viel Zeit, Geld und Mühe gekostet haben, — während Oestreich ohne dies Alles, durch ein bloßes Zucken seiner Macht, die Revolutionen des Südens erdrückt hat. Fürst Metternich hat außer den deutschen Revolutionen auch noch die italiänische und die griechische zu Grunde gerichtet. Mit den erstern hatte er leichte Arbeit, — denn sie waren ohne Klugheit begonnen, ohne Thatkraft fortgeführt. Er hatte nicht einmal Gelegenheit sein Talent dabei zu entwickeln, die ungarischen Grenadiere traten und stampften die Carbonaria nieder. Die Sache wurde immer nur als eine Episode betrachtet, welche zu erledigen die materielle Macht jeden Augenblick hinreicht. Anders mußte der Fürst bei der griechischen zu Werke gehn; die Sympathie für die Hellenen zeigte sich ungleich mächtiger und bedeutender, als für die Italiäner. Die Hellenen ließen nicht allein ihre Geschichte und ihre Erinnerungen für sich streiten, wie es die Italiäner thaten; sondern sie kämpften wirklich an den Thermopylen wie Leonidas, und am Isthmus wie Themistikles.

Der erste Schlag, der den Fürsten von Seiten der fremden Diplomatie traf, war die Schlacht bei Navarin. Metternich hatte umsonst seinen Namen durch die Auslieferung Rhigas, durch die Barbarei gegen Ypsilanti gebrandmarkt; — vergebens die Stimmung Europas gegen Oestreich erbittert. Rußland war ihm zuvorgekommen; es konnte jetzt seine früheren Perfidien gegen die Griechen gutmachen; jetzt an das, ein Jahrhundert lang ersehnte Ziel kommen, der Erbe des Padischah zu sein. Ich glaube von dieser Zeit her stammt Metternichs grimmiger Haß gegen das Slawenthum.

Metternich ist jedoch, diesem gegenüber, weniger furchtbar, weil er weniger sicher ist. — Metternich kennt das Slawenthum nicht, weil er es zu sehr haßt. Er ist in dieser Beziehung parteiisch deutsch gesinnt, denn ginge es ihm nach, so müßte alles Slawische mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, so weit nur seine Hand reicht. Sein Nationalhaß geht so weit, daß er lieber sein Prinzip durch das Magyarenthum erschüttern läßt, als daß er durch Stärkung des slawischen Elementes jenem einen Damm setzte; Metternich räth lieber zu Concessionen an eine trotzige Aristokratie, als daß er die Sache der Slawaken beschützte, die ihre Natio-

nalität dankbar aus den Händen der Macht hinnehmen, und dieser, ihren altpatriarchalischen Einrichtungen gemäß, die Treue besser halten würden, als ein machtsüchtiger Adel, der nichts gemein mit jenem alten Ritterthum hat, das, um den Thron geschaart, an den Stufen desselben unterging.

Kennte der Fürst das Slawenthum, so würde sein unbezweifelt großer Geist die Geschichte seines Wirkens von einem und dem andern Flecken rein gehalten haben, der nicht allein auf seiner Gesinnung (an der liegt dem Fürsten weniger), sondern auch seiner Einsicht klebt! Die Politik des Fürsten, dem Slawenthum gegenüber, ist nicht allein eine hart- und engherzige, sondern auch eine fehlerhafte. Bereits sind Resultate vorhanden, welche, dem ganzen Ruhme des Fürsten gegenüber, diese Behauptung bewahrheiten; — die Sympathie der östreichischen Slawen für Rußland, die man in Wien vergebens wegläugnen möchte, die jetzt schon das Hamletsgespenst des Cabinets ist; — die feindselige Gesinnung der Illyrier, die eben durch die Begünstigung des Magyarenthums sich emancipirte, — die mißlungenen Reaktionen in Serbien und die Vorfälle in Montenegro, — wodurch wurden sie hervorgerufen, als durch die Politik des Fürsten, der seine

Abneigung eben so stolz in die Schaale wirft, wie jene Diplomatie es thut, die er einst bekämpfte. Metternich ist bereits ein Stück Napoleon für die Slawen geworden; die in ihm den Erbfeind, den Unterdrücker der Nationalität sehen, und — bisher mit allem Rechte!

Metternich hat den polnischen Aufstand zu Grunde gerichtet; — er freute sich, daß die Unterdrückung desselben den Haß gegen Rußland bis zur Wuth steigern würde; — ist dies gelungen? nein, aber der Haß gegen Oestreich ist seit jener Zeit gewachsen. — Metternich kennt das Slawenthum nicht, darum wird er es nicht bezwingen!

Fürst Metternich ist außerdem noch das eigentliche Haupt der östreichischen Aristokratie; — die eben so gut ein Bündniß geschlossen hat, wie der französische Adel zur Zeit der Guisen oder nach der Restauration.

Die Reunionen dieser Verbündeten finden aber nicht in dunkeln Wappensälen statt, wobei die Theilnehmer bis an die Zähne geharnischt erscheinen, sondern die Herren kommen im Costüm, die Kronleuchter flammen, Strauß spielt dabei, und der ganze Bund löst sich in Quadrillen auf, oder sitzt

hinter den Spieltischen, wo er Calembourgs macht und Stiche vergiebt. Die crême sieht indessen doch harmloser aus, als sie es wirklich ist; wo Weiber mit im Spiele sind, wird Spaß und Ernst immer doppelt. Die Weiber der crême sind, als außer der unmittelbaren Beziehung und Verantwortlichkeit stehend, weit rücksichtsloser, und man thut wahrhaftig keinen Fehlschluß, wenn man von ihren laut geäußerten Gesinnungen auf die geheimen ihrer Männer schließt. Wenn z. B. die Fürstin Metternich der Frau des französischen Botschafters, des Repräsentanten der Julinsdynastie, auf das Compliment: „ah, que vous portez une belle courronne," antwortet: „au moins, elle n'est pas volée;" — so kann man sich denken, daß ihr Gemahl die erste Depesche, auf welcher wieder stand: „le president du conseil Thiers," auch nicht gelesen hat, ohne sie zu zerknittern, und dabei zu murmeln: „ah! la canaille la dessus! — Metternich hat jedoch keine Ursache, und ist auch weit entfernt davon, mit den Sanguinikern dieser neuen Liga gemeine Sache zu machen. Ist er aus ihrer Mitte? Nein, — er ist ihnen fremd, und obwohl aus altem Freiherrn-Geschlechte, doch in gewissem Sinne Parvenü. Es ist nur eine Genugthuung für seine Eitelkeit, daß er die stolzen, alten Wappenschilde um sein neu-

dekorirtes sammelt; am Ende läuft es bei ihm auf sociellen Plaisir hinaus, was bei den Andern eine mysteriös politische Demonstration bedeutet; — er fühlt denselben Kitzel, der Cromwell und Napoleon mit Graden des alten Blutes railliren ließ.

Diese aristokratische Liga wird vielleicht ihren Einfluß verlieren, wenn sie nicht mehr von der Klugheit ihres bisherigen Hauptes beseelt, entschiedener, rücksichtsloser auftreten wird: — dies Herrscherhaus kann sie leicht, durch die Begünstigung nationaler Interessen, in die frühere Unbedeutenheit versetzen, wenn es zu diesem Schritte anders den Muth hat. Jetzt würde, der Unentbehrlichkeit Metternichs gegenüber, ein solcher Versuch nur ein halbes, vielleicht ein ungünstiges Resultat herbeiführen. Daß die Familie sich aber mit dem Nachfolger des Fürsten vorsehen wird, ist gewiß. —

Fürst Metternich wird von den politischen Jesuiten als ein Liberaler dargestellt, und die unbedeutenden Aeußerungen in diesem Sinne, mit denen der Fürst zuweilen, zu seinem Privatvergnügen, kokettirt, wird man nicht müde, als Beweise dafür auszugeben. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sich

hinter den Spieltischen, wo er Calembourgs macht und Stiche vergiebt. Die crême sieht indessen doch harmloser aus, als sie es wirklich ist; wo Weiber mit im Spiele sind, wird Spaß und Ernst immer doppelt. Die Weiber der crême sind, als außer der unmittelbaren Beziehung und Verantwortlichkeit stehend, weit rücksichtsloser, und man thut wahrhaftig keinen Fehlschluß, wenn man von ihren laut geäußerten Gesinnungen auf die geheimen ihrer Männer schließt. Wenn z. B. die Fürstin Metternich der Frau des französischen Botschafters, des Repräsentanten der Julinsdynastie, auf das Compliment: „ah, que vous portez une belle courronne," antwortet: „au moins, elle n'est pas volée;" — so kann man sich denken, daß ihr Gemahl die erste Depesche, auf welcher wieder stand: „le president du conseil Thiers," auch nicht gelesen hat, ohne sie zu zerknittern, und dabei zu murmeln: „ah! la canaille la dessus! — Metternich hat jedoch keine Ursache, und ist auch weit entfernt davon, mit den Sanguinikern dieser neuen Liga gemeine Sache zu machen. Ist er aus ihrer Mitte? Nein, — er ist ihnen fremd, und obwohl aus altem Freiherrn-Geschlechte, doch in gewissem Sinne Parvenü. Es ist nur eine Genugthuung für seine Eitelkeit, daß er die stolzen, alten Wappenschilde um sein neu-

dekorirtes sammelt; am Ende läuft es bei ihm auf socielles Plaisir hinaus, was bei den Andern eine mysteriös politische Demonstration bedeutet; — er fühlt denselben Kitzel, der Cromwell und Napoleon mit Graden des alten Blutes railliren ließ.

Diese aristokratische Liga wird vielleicht ihren Einfluß verlieren, wenn sie nicht mehr von der Klugheit ihres bisherigen Hauptes beseelt, entschiedener, rücksichtsloser auftreten wird: — dies Herrscherhaus kann sie leicht, durch die Begünstigung nationaler Interessen, in die frühere Unbedeutenheit versetzen, wenn es zu diesem Schritte anders den Muth hat. Jetzt würde, der Unentbehrlichkeit Metternichs gegenüber, ein solcher Versuch nur ein halbes, vielleicht ein ungünstiges Resultat herbeiführen. Daß die Familie sich aber mit dem Nachfolger des Fürsten vorsehen wird, ist gewiß. —

Fürst Metternich wird von den politischen Jesuiten als ein Liberaler dargestellt, und die unbedeutenden Aeußerungen in diesem Sinne, mit denen der Fürst zuweilen, zu seinem Privatvergnügen, kokettirt, wird man nicht müde, als Beweise dafür auszugeben. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sich

ſelbſt vernünftige Leute wirklich täuſchen laſſen; wie muß der Fürſt z. B. ſardoniſch gelächelt haben, als er Herrn von Rottek düpirte; Herr von Rottek mag ſich aber tröſten, es iſt klügern Leuten ebenſo gegangen und das Aergerliche für ihn liegt hauptſächlich darin, daß der Fürſt es nicht einmal der Mühe werth hielt, ihn durch etwas anderes als eine Ironiſirung der Preßfreiheit zu düpiren, indem er ſich mit ihm über eine ideale Cenſur unterhielt. Hätte Herr von Rottek nun keine von den liberalen Phraſen des Fürſten wieder erzählt, ſo hätte man glauben können, dieſer habe in allem Ernſte einigen Werth darauf gelegt, den Leiter der badiſchen Oppoſition über ein und das andere ſeiner Geſinnungen aufzuklären.

Ich glaube, daß Fürſt Metternich Talleyrand perſönlich zugethan war und Wellington als einen Schwachkopf belächelt; — ich glaube, daß er allerdings über den Vorurtheilen der Ariſtokratie ſteht, und daß ſeine Geſinnung eine negative iſt. Ehrgeiz in früherer Zeit, und Verachtung gegen die Schwäche der Ariſtokratie ſowohl als der Demokratie, bilden jetzt, wo er feſt und trotzig auf dem Gipfel der Macht ſteht, den Grundzug ſeines

Charakters. Wäre Fürſt Metternich je etwas Anderes als Egoiſt geweſen, er hätte es nie bis zu dieſem Höhenpunkte gebracht.

In der Kanzlei des Fürſten iſt ihr Prachtſtück, der alte roué Gentz, noch immer nicht erſetzt. Der alte Jeſuit und Epikuräer, der in neueſter Zeit an Guſtav Schleſier einen ſo raſtloſen Vertheidiger gefunden hat, war, trotz aller ſeiner Schwächen, ein Gott gegen Jarke; den löſchpapiernen Geiſt des Berliner Wochenblattes. Der kahle Doktrinalismus dieſes Mannes widert an, neben dem beweglichen lebendigen Geiſt ſeines Vorgängers, deſſen Anſchauung eine ungleich raſchere, flüſſigere war. Jarke iſt Werkzeug der Jeſuiten, während Gentz ſelbſt Jeſuit aus Paſſion war. Jarke iſt noch immer der Pedant und Profeſſor, der viel zu ſteif iſt für die Intrigue, viel zu unbeholfen für die Schlangenwindungen der Diplomatie.

Die Herren Werner und Ottenfels gelten für große Talente; — aber ihr Wirken iſt kein unmittelbares, daher mag es kommen, daß ſie weniger bekannt als Staatsmänner anderer Reiche ſind, die ihnen vielleicht an Bedeutenheit nachſtehen. —

Auch bezeichnet man mehrere Jüngere als zukünftige Potenzen; aber die Mehrzahl sind Invaliden oder Sauerteig aus der Zeit der Finanzmiſére, — unbedeutende Menſchen.

Ich möchte wiſſen, was ſich Fürſt Metternich denkt, wenn er ſeinen Sekretair von Pilat jeden Morgen mit dem Klingelbeutel ſieht; — ich könnte der Verſuchung nicht widerſtehn, ihm meinen Portier ad latus zu geben!

II.

Litterarisches.

Adolph Bäuerle.

Dieser Mann, jetzt Redacteur der vielverbreiteten Theaterzeitung, ist der Stifter der schönsten Periode der Volkspoesie, die ihr Hauptquartier in dem kleinen Leopoldstädter-Theater aufgeschlagen hatte. So wie die Tragödie und das feine Lustspiel in dem Burg-Theater eine sehr hohe Stufe der Trefflichkeit erstiegen hatten, gestaltete sich ein anderer Verein eminenter Talente, welche in der Lokalsprache und zunächst auch den frischen, lustigen Lokalcharacter im Auge haltend, eine Volksbühne stifteten, welche wohl nirgend ihres Gleichen gehabt hat. Es waren Darstellungen aus dem Volks-

leben, Thorheiten der Zeiten, harmlose Schwänke, treu und einfach ausgeführt und mit einem köstlichen Humor ausgestattet. Bäuerle war ihr Hauptautor, seine Stücke, und später auch einzelne von Gleich und Mechl, waren ihre Steckenpferde, mit deren komischen, grotesken Kreuz- und Quersprüngen sich das Publicum ungeheuer ergötzte: Bäuerle, der selbst ein eminenter komischer Schauspieler ist (obwohl er seine Darstellungen nur im Redactionsbüreau oder bei Tische producirt), konnte so recht für die Kräfte und Eigenheiten dieser wakern Leute schreiben; er sieht auch ganz gleigültig zu, daß seine Stücke mehr und mehr vom Repertoir schwinden, — die Volksschauspieler von heute können sie doch nicht mehr darstellen. Mehrere dieser Stücke haben bleibenden Werth: — z. B. „Die Bürger in Wien," eine köstliche Satyre auf den Heroismus des Wiener Bürgermilitairs, während der französischen Invasionen. — Er schuf in diesem Stücke einen Volkscharacter, den Paraplümacher Staberl, eine Art Figaro, großmäulig, dummaffig, ungemein beweglich, ein Spitzbube und doch ein guter Kerl, und im Ganzen weit wahrer und komischer als der Till des Herrn Raupach, der gelinde gesagt, mehr Lump als drolliger Schadenfroh ist. Lewald hat in seinen Aquarellen einen hübschen Artikel über

den Staberl geschrieben; aber er hat doch nicht ganz richtig characterisirt. Die lustige Person war stets eine nothwendige Ingredienz des Wiener Volksstückes; — als Gottschalk und die Steuberine den Hanswurst verbannten, kam der arme Teufel nach Wien, wo er sicher war. Freilich ist der Hanswurst der einzige Verbannte, der in Oestreich Schutz findet; — die Rückkehr des Herrn M. G. Saphir ist ein Beweis für das Stabilitätssystem auch in diesem Punkte. Als er, der alte Hanswurst nämlich, dort steif und schwach wurde unter dem nationalen Namen des Thaddäst, übertrug er sein Amt dem Casperle; Casperle war Bedienter bei verschiedenen Rittern, dem es schlecht ging, der kein Geld hatte und viel Hunger leiden mußte. Als Figaro, der pfiffige Bursche, modern wurde, verdrängte Staberl den Casperle und nur von Zeit zu Zeit schleicht dieser noch in der „Teufelsmühle auf dem Wiener Berge" umher. Bäuerle war Sekretair des Leopoldstädter Theaters, an dem die genial liederliche Krones, die Aspasia der Jägerzeile, spielte mit Korntheuer und Schuster. Nachher widmete er alle seine Thätigkeit der „Theaterzeitung," die er auf eine merkwürdige Weise zu poussiren versteht. Dieses Blatt hat an Dreitausend Abonenten, und wenn Bäuerle auch

noch tausend dazu lügt, so ist es unbestritten doch das verbreitetste aller Wiener Blätter. Wie oft hat man ihm die derbsten Vorwürfe über den Klatsch- und Kleinigkeitskram, der in seinem Blatte herrscht, über den heulenden Patriotismus, über die flammende Gelegenheitspoesie gemacht, er hört dies mit unerschütterlicher Ruhe an, und daß sein System sich als das praktisch richtigste bewährt, ist nicht zu leugnen. „Wenn ein Wiener im Auslande ist, so lernt er erst die Theaterzeitung schätzen.“ Bäuerle hat mit diesen Worten ganz recht; — wenn ein Wiener dies Blatt in der Fremde ließt, da wird ihm diese Ausführlichkeit erst lieb, und wer aus Erfahrung den richtigen Maaßstab an die Referate im Blatte zu legen weiß, kann so ziemlich genau die Wahrheit erfahren. In Wien ein solches Blatt zu redigiren, ist wahrhaftig schwerer, als man denken mag; — Bäuerle sieht mit der Censur sehr gut, denn er schreit oder läßt Vivat schreien, so oft Jemand bei Hofe genießt hat, ist ein allezeit fertiger Patriot, sammelt für die Abgebrannten und ist loyal, quand même, unermüdlich loyal, — ich begreife nicht, wo der Mann auch die Geduld dazu hernimmt. Bäuerle ist Ehrenbürger von acht oder neun Städten, und hat an das Publicum die funfzig Bogen starke Frage gerichtet: „Was

verdankt Oeſtreich der Regierung Kaiſer Franz des Erſten?“ (Mit Kupfern, 1834). Welche man ihm mit fünf Buchſtaben genügend beantworten könnte.

Bolzano.

Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren ſehr deutlich, wie ich dieſen Mann zuerſt ſah. Er war bei einem reichen Advocaten zu Tiſch gebeten, der ebenfalls ein Anhänger der humaniſtiſchen Tendenzen, den abgeſetzten, von der Regierung desavouirten Profeſſor Bolzano als Märtyrer verehrt. Bolzano iſt ein kleines gedrücktes Männchen mit einer klöſterlichen Phyſiognomie, der gewöhnlich etwas kleinlaut iſt, und dem man den trotzigen Muth nicht anſehen ſollte, den er von der Lehrkanzel herab äußerte. Er iſt ein alter Dogmatiker — Philoſoph aus der Wolf'ſchen Schule, feuerkräftig in Wort und Schrift und ſteht noch in gutem Andenken ſeiner Schüler

Bolzano war Professor der „Religionslehre“ zu Prag und lehrte, unbekümmert um den Zorn der Regierung und des mit ihr verbündeten hohen Pfaffenthums, im Geiste der milden toleranten Humanität, welche während der Josephinischen Zeit in seinem jugendlichen Herzen Wurzel geschlagen hatte. Er stieß hie und da einen alten Stein des Anstoßes aus dem Wege, der den wampigen Prälaten zwischen die Beine kollerte, oder zündete zuweilen ein stilles Lämpchen an in dem endlos dunkeln Gang, durch den er seine Schüler zu führen hatte, in dem aber die Gewalt schon ein Signalfeuer der Revolution erblickte. Das kleine klösterliche Männchen konnte groß und gefährlich werden, man setzte ihn ab und gab ihm eine Pension. Sein sauber gebürsteter schwarzer Frack war gerade nicht zerrissen, aber kahl und spiegelig — als ich ihn zuerst erblickte — er sah nicht aus, als ob es ihm zu wohl ginge — indeß, das wollte die Regierung gewiß auch nicht, als sie ihn pensionirte.

Bolzano's Styl ist etwas absolut — die Worte sind ihm weniger geläufig als die Gedanken, und jene eigenthümliche Unbiegsamkeit der Sprache, die fast

allen Philosophen, mit Ausnahme Fichte's und Herder's, eigen ist, findet sich auch bei ihm. Er hat seit lange nichts mehr geschrieben.

Ferdinand Baron von Geramb.

Die Geistlichkeit in Oestreich hat zur Literatur schon ein und das andere bedeutende Contingent gestellt, eine der interessantesten Persönlichkeiten ist aber Geramb, jetzt Trappist, halb verschollen, mehr noch durch seine wunderbaren Schicksale als durch seine literarischen Arbeiten bekannt. Ich kenne nur seine **Pelerinage a Jerusalem et au mont Sinai**, die zu Paris erschienen ist; aus dem Buche aber habe ich die Wahrheit der Schilderung erkannt, die mir ein und der andere seiner Zeitgenossen von dem Charakter dieses merkwürdigen Mannes gemacht hat.

Geramb ist eine jener mittelalterlichen Figuren, welche die Romantik des Katholicismus aus dem Harnisch in die Mönchskutte trieb — die ma
Hände, die sonst das Schwert geführt, i

kränze und kasteien unbarmherzig den eigenen Leib. Geramb war früher Militair, auch jetzt soll er Haltung und Wesen seines früheren Standes nicht verleugnen. Er führte anfangs ein bewegtes, abentheuerliches Leben; das Duell mit einem englischen Officier über dem Krater des Vesuv machte seiner Zeit viel Aufsehen. Geramb's Hang zum Barocken und Abentheuerlichen äußerte sich bald in mysteriösen Schriften, auch seine Reise ist voll von solchen Anschauungen und athmet, trotz der weiten Flächen und sonnigen Berge, über welche sie geht, dumpfe Kloster-luft. Geramb ist in der Form breit, massiv, hie und da gewaltig im Ausdruck, aber das Ganze ist nicht frei und wohlthuend — man wird mit dem finsteren Verfasser nicht froh über die Palme am Jordan und die Cedern am Libanon. Geramb hat seit dieser Reise nichts Bedeutendes mehr geschrieben.

Joseph von Hammer-Purgstall.

Man wunderte sich vor einigen Monaten, daß man in Wien so hart und strenge mit einem

Manne verfahren ſei, „deſſen Name ein weltbekannter, deſſen Verdienſt ein ungewöhnliches ſei“. Die franzöſiſche Preſſe ſprach von der Wandelbarkeit der Fürſtengunſt, ein paar deutſche Blätter entſetzten ſich über die Entſetzung eines Mannes, der neben allen Verdienſten um orientaliſche Philologie noch eine Art Liberaler, ein unabhängiger Mann wäre. Mich überkam bei der Nachricht, Hammer ſei in Ungnade gefallen, ungefähr dasſelbe wohlthuende Gefühl, das die Redacteure des National im vorigen Jahre über Couſin's Entſetzung ausdrückten. Hammer und Couſin ſind ſo ziemlich vom ſelben Stamme gehauen, nur daß erſterer doch mehr gelernt hat, der andere aber mehr esprit beſitzt und weniger jäh und, wie man in Wien ſagt, „ſchuſelig“ iſt. Hammer an ſich iſt ein langweiliger Menſch, weil ſeine Gelehrſamkeit ſo ungenießbar iſt, wie die Türken ſelbſt, die mit ihrer entſetzlichen Bornirtheit und ihren ekligen Inſtitutionen jeden vernünftigen Menſchen ſchon von weitem anwidern. Ich rieche in den „gottvollen“ Gärten des Hafiz weit eher den Knoblauch, mit dem die Orientalen ihr Schöpſenfleiſch zurichten, als die Roſen von Schebiſtan, und mache mir gar kein Gewiſſen daraus, zu ſagen, Friedrich

Rückert's geharnischte Sonette allein seien mehr werth als die Weisheit des Bramanen. Ich hasse die ganzen dicken sechs und acht Bände Gedichte, in denen Rückert die deutsche Sprache zur Odaliske einiger beschnittener Poeten macht, deren Werke außer Rückert und Hammer höchstens noch Herr Ludwig August Frankl aus schuldiger Devotion gegen seinen Patron Hammer, dessen Styl er ist, gelesen hat.

Hammer hat viel Glück gehabt in seinem Leben. Erstens giebt es nur wenige Menschen, die Zeit und Lust haben, und denen es die Verhältnisse erlauben, sich mit orientalischer Philologie zu beschäftigen. Ich glaube, auf die Versicherung Hammer's, daß das Studium derselben sehr schwierig sei — am Ende aber bleibt Sprache Sprache und der Unterschied kann nie so enorm bedeutend sein, daß es ungleich mehr Verdienst sei, die türkische als z. B. die russische Literatur zu kennen. Dazu konnte sich Hammer in seiner Stellung als Hofdollmetscher eben so gut fortwährend üben, wie wir andern gewöhnlichen Leute uns durch Conversation in den modernen Sprachen, es brauchte also weniger isolirtes anhaltendes Stu-

dium, da er Gelegenheit hatte, die Vortheile der Praxis unausgesetzt zu genießen.

Die Seltenheit irgend eines Gegenstandes ist auch kein Beweis für seinen Werth, wenn auch der Werth überhaupt auf der Seltenheit basirt ist. Ich weiß nicht und kann es nicht beurtheilen, was Hammer, dem Originale gegenüber, Verdienstliches habe. Aber was ich von Hammer's originalen Productionen kenne, das läßt sich besser sprechen, wenn auch nichts Besseres sagen. Hammer hat in seinem Leben keinen ordentlichen Vers machen können, Hofrath Dietz, der große Orientalist, bewies, daß er nicht türkisch könne, ich könnte ihm, wenn es anders amüsant wäre, noch leichter beweisen, daß er nicht deutsch kann, ich möchte doch wissen, in welcher Sprache der Hammer dann einen Ton von sich giebt, der nicht falsch ist.

Hammer's Geschichte des osmanischen Reiches ist theilweise wohl sehr interessant, aber man setze davon nicht zu viel auf Rechnung des Historikers. Hammer kam, der Erste, über Urkunden, die allen Uebrigen bisher verschlossen waren, er stand in Beziehungen und Verhältnissen, die ihm seine For-

schungen ungemein erleichterten. Indeß, wir sind ihm dafür jedenfalls verpflichtet, daß er uns mit den Quellen bekannt machte, aus denen der klare Trank zu schöpfen ist, daß er für unsern Durst einen Schluck brachte, und wollen ihm gerne den theuren Preis Anerkennung dafür bezahlen.

Ein zweites Glück Hammer's ist, daß er, ohne das mindeste diplomatische Talent, beide Partheien, Männer der Macht sowohl, als die Liberalen, „zwanzig Jahre lang" zu dupiren wußte. Es gab eine Zeit, wo es blutwenig bedurfte, um populair zu werden, eine riskante Aeußerung reichte dazu hin, galt doch selbst Hormayr für liberal — Hammer's guter Freund, — diese Bedientenseele, über die das Blut von zehntausend braven Tyrolern Rache schreit, das treulos am Isel und bei Brixen vergossen wurde. Hammer verdankte diesem Nimbus seine Unbesonnenheit, die ihn Dinge sagen ließ, die er aber gleich darauf bitter bereute. Seine Vorgesetzten kannten aber ihren Mann und wußten zu gut, daß er es nicht böse meine, und daß er, wenn man wolle, doch wieder ein willenloses Werkzeug sei, nomen & omen.

Hammer war von jeher ein großer Liebhaber von Titeln und Orden, nun, das geht mehren

Leuten so, am Ende hat jeder sein Spielzeug! Warum soll ein türkischer Philologe keine Freude an Kreuzen haben? wenn er das Leopoldkreuz anſteckte, ſo war er ein lebendiges Symbol aller Meinungen und Confeſſionen zuſammen, ein lebendiges Toleranzpatent, und die Ironie des Zufalls markirte ſeine Charakterloſigkeit durch eine baroke Zuſammenſtellung der dafür erhaltenen Preiſe. Das letztemal aber wurde ihm dieſe Liebhaberei verderblich. Ich weiß nicht, ob es der Grafentitel oder das Großkreuz des Leopoldordens war, man hat ſelbſt in Wien den rechten Grund nicht erfahren können, was Hammer mit Ungeſtüm verlangte. Dem Fürſten Metternich wurde die zudringliche, unartige Manier des Orientaliſten endlich läſtig, und fama ſagt, er habe ſein gutes Hausrecht geltend gemacht und Hammern die Thüre gewieſen. Tags darauf wurde Hammer entlaſſen, jedoch blieb ihm Titel und Gehalt, und ſein Famulus Doctor L. A. Frankl lief wie am langen Tage, geſenkten Hauptes und kläglichen Geſichtes, drei Tage lang in den Straßen und Wirthshäuſern, eine köſtliche Karrikatur des Jeremias. Er klagte wie Joel Jacobi über den Fall Jeruſalems, über den Fall ſeines Gönners, der ein Opfer ſeines Muthes geworden ſei. Wie wird

es nun aussehen mit der Dedication des „Don Juan", wer wird diese vermitteln, wenn der Protector selbst in Verlegenheit ist? Ein gestürzter Höfling, der über sein Unglück jammert, ist doch eine erbärmliche Figur, und die Nemesis war dies-mal gerecht genug, den zermalmenden Blitz in dieselbe Hand zu legen, die auf Hammer's Haupt eine Freiherrnkrone drückte.

III.

Künſtleriſche.

Ammerling.

Die Salons von 1838 und 39 waren für Ammerling Canna und Capua, man konnte recht deutlich ſehen, wie die Manier, und ſei dieſelbe auch noch ſo blendend, das geſunde Urtheil nicht lange bevormunden kann. Ammerling iſt nichts als Manier des Lerchenfelder Tintoretto, bei dem alles in Farbe aufgeht, ohne daß er eigentlich zu malen verſteht, bei der Weichheit in Erſchlaffung, Fülle in Formloſigkeit, das Süßeſte ins Abgeſchmackte überſchlägt. Es iſt ſtets ein Kennzeichen geringer künſtleriſcher Selbſtſtändigkeit, ſich häufig

nachzuahmen. Wenn Tizian eitel genug ist, seinen Kopf auf ein jedes seiner Bilder zu malen, wenn er sein Portrait auf jeden Fetzen Leinwand hinwirft, der ihm unter die Hände kommt, so ist damit noch keines seiner Bilder um den Werth mächtiger Conception, um den Typus der Originalität; wenn aber Ammerling überall dieselbe Beleuchtung, dasselbe Colorit anzubringen sucht, so ist dies ein Beweis, wie arm seine Erfindung, wie kümmerlich seine Schöpferkraft ist. Ammerling kommt mir wie der Nürnberger Drechsler vor, der z. B. lauter Pudel schnitzt und es darin zu einer solchen Virtuosität gebracht hat, daß seine Dutzendwaare sich irgend einem ähnlichen einzelnen Meisterwerke an die Seite stellen kann. Monotonisten, wie er, gab es in der Malerei zu allen Zeiten, nie aber fiel es den Kunstkennern ein, denselben einen höheren Rang anzuweisen. Ammerling malte ein Bild, welches er das „Souvenir" nannte. Ein nacktes Weib lag auf einem weißen Pfühle, ein Medaillon betrachtend, während ein blondlockiges Kind an ihr herumkriecht. Das Bett hat rothe Vorhänge und die Gruppe erscheint dadurch in einer magischen Beleuchtung vom Halbdunkel bis zum hellsten weißen Lichte. Die allezeit fertige

Wiener Kritik, die, mit geringen Ausnahmen, in Kunsturtheilen wo möglich noch übereilter, geschmackloser und unwissender ist als die Berliner, stimmte in die Exclamationen einzelner Enthusiasten mit ein, das Bild als etwas wunderbar Originelles darzustellen. Nun muß Jeder einsehen, daß am ganzen Bilde gar nichts Originelles ist, denn nackte Weiber mit Kindern und Medaillons, weiße Bettlaken und rothe Vorhänge sind schon öfter da gewesen, es konnte also das Verdienst desselben nur in der Ausführung liegen.

Maler behaupten, in weißer Farbe zu malen sei schwer, Ammerling versteht das nicht zu leugnen, aber er kokettirt auf solche Weise damit, daß er das Bettlaken zur Hauptsache des ganzen Bildes macht. So glücklich er als Portraitmaler ist, (was sein eigentliches Fach, über das er nicht hinausgehen sollte) — zeigt er in seinen Idealköpfen eine auffallende Leere und Verschrobenheit. Diese sowohl, als das welke Fleisch, die geschminkte Abspannung, das verschwimmende Auge, alles zeugt von einer blasirten Phantasie, die einen Kleinhandel treibt mit Bordellphysiognomien, welche sie für Ideale und Götterbilder ausgiebt.

Der Beifall, den dies Bild fand, veranlaßte ihn, das Jahr darauf ein anderes größeres zu malen, wo auch das Bettlaken doppelt größer und die rothen Vorhänge die Hälfte länger sein konnten. Er nannte dieses Bild die „Trauer"! was enthielt es? eine weibliche Figur auf einem Bette mit rothen Vorhängen, welche ein krausköpfiger Amor in die Höhe hält, und im Hintergrunde, wie durch einen grauen Schleier sichtbar, zwei junge Leute, die von einem alten Kapuziner getrennt wurden. Dieses Bild hatte nicht einmal den Vorzug des ersteren, die Einfachheit, die hintere Gruppe war eine graubraune reizlose Skizze, die auf das ganze Bild, das im Vordergrunde nur aus lauter hellen, blanken Farben bestand, wie ein Pflaster aufs Auge paßte.

Ammerling ist nicht im Stande, zu idealisiren, sei es, daß er historische oder Genrebilder malt, es müssen absolut Portraits sein, Aufgaben, die vorliegen, wenn er etwas leisten soll. „Wein, Weiber und Gesang" stellte er durch zwei Figuren dar, deren sich, besonders der männlichen, kaum die niederländischen Bauermaler bedient haben würden — dies schöne Thema zerlief in seiner

Hand dahin, daß ein Weib eine Laute hält, während ein Mann mit einem kußgierigen, gespitzten Munde ein Weinglas erfaßt. Die Attitüden beider, besonders der höchst ungraciös vorgestreckte Kopf des Mannes, sind traurig gemein, kein Sonnenblick höherer Anschauung lächelt uns aus dem Bilde an, alles rohe Materie, keine Spur vom edleren Aufschwung der Phantasie. Noch grobklockiger tritt diese ungeschnürte dumm, verbuhlt lächelnde Sinnlichkeit in dem Bilde „die Lautenschlägerin" hervor. Ein dickes Gesicht ist halb aufgerichtet, Taille und Schooß breit und unedel, in den Augen eine glimmernde Begehrlichkeit, statt des Aufflammens, das dem südlichen Charakter entspricht und einem Weibe, das mit offenem Busen die Laute schlägt. Am unglücklichsten bestand Ammerling in seinem Versuche als Historienmaler im eigentlichsten Sinne zu debütiren. Er wählte „Christus am Brunnen" zum Sujet. Das Bild ist oben halbkreisförmig abgeschlossen, in einer Breite, die nicht mehr harmonisch erscheint und dem Ganzen einen Anstrich von Niedrigkeit und Gedrücktheit giebt. Christus sitzt am Brunnen, der sich durch nichts vor der Stereotype der Christusfiguren hervorthut, weichlich, fast gedeckt,

mit einem klaren Gesicht, feinem Teint und in einer Attitüde, die nicht einmal einen besonderen Faltenwurf darbietet. Der Brunnen ist viel zu groß für das Bild und die Figuren umher während die übrige Landschaft flach, grundlos, verlaufend erscheint, ohne Mitteltöne und sonderlich wirkende Auseinandersetzung von Erde und Himmel. Die Samariterin, ein braungelbes Weib, auf der Ammerling in Ermangelung eines Bettlakens dreierlei Sorten von weißen Farben angebracht hat, mit jüdischen Zügen, steht vor dem Brunnen, weit ähnlicher einer Cholerakranken kurz vor dem Anfalle, als einem Weibe, in deren Brust eine Empfindung angeregt würde, die nicht anders als vergeistigend auf sie wirken kann. Diese Composition wurde sogar von den Wienern getadelt, sie wagten doch nicht, dem Urtheile des Publikums gegenüber, sich mit einer Vertheidigung derselben zu blamiren.

Ich kann nicht umhin, noch eines Bildes von Ammerling zu erwähnen, der in den Wiener Journalen so viel gerühmten „Morgenländerin“ die in einem Buche blättert. Dieses Bild hat allerdings etwas frappirendes, das Gesicht ist halb beschattet und Ammerling wäre für die Ausführung zu loben,

wenn er nicht durch den Beifall, den er fand, verlockt, gleich noch einige Gesichter von dieser Art gemalt hätte. Diese Orientalin zeigt Ammerlings Vorzüge und Fehler, wie kein anderes seiner Bilder. Das Gesicht wäre schön, wenn es nicht zu weich, die Hand wäre schön, wenn sie nicht zu voll, die Stellung wäre hübsch, wenn sie durch irgend etwas motivirt wäre. Das Mädchen hält die Hand zwischen den Blättern des Buches und das Gesicht steht in keinerlei Bezug auf ihre Beschäftigung, sie ist vorgebeugt und der Kopf fast ganz en face dem Beschauer zugekehrt, man sieht es wohnt kein Geist in Ammerling, der ihn Alles das unwillkührlich treffen und vereinigen läßt! Dann hat er eine Gewohnheit, die selbst seinen Portraits schadet, die meist sehr ähnlich sind, doch ohne daß er das frappirende in die Gesichter zu legen weiß, das uns z. B. aus dem Van Dyk, ich möchte sagen, anspringt, und ohne daß er bei Repräsentationsfiguren einen mächtigen imponirenden Wurf der Gewande hat, obwohl er diese sehr sorgfaltig behandelt. Er setzt nämlich auf die Haare ein so grelles Licht, daß dieselben immer wie beschneit aussehen; — die Bärte der Herren, wie die Locken der Damen, scheinen immer von Pomade zu triefen,

was den Bildern etwas naſſes, fetthaftes giebt, das mir wenigſtens unangenehm iſt, und nicht zum Beſten mit ſeiner übrigen Manier ſtimmt. Ammerlings Ruf wird von keiner Dauer ſein, er iſt jetzt auch als Portraitmaler von jüngeren Talenten bereits überflügelt, namentlich von Schrotzberg, auf den ich ſpäter zurückkomme.

Führich.

Der Geiſt des Katholicismus hat auf keine Kunſt, namentlich auf keine bildende, ſchöner und nachhaltiger eingewirkt, als auf die Malerei, und die immer wieder erfolgte Rückkehr zu dieſer breiten Bahn beweißt, daß es ſich nirgends beſſer gehe und auszuruhen ſei, als in den heiligen Wäldern, unter den Oelbäumen des Kidron und unter dem gewölbten Portale der Kirchenpforten; die Malerei findet alles, von der Blume die aus dem Blute einer gemarterten Jungfrau ſprießt, bis zum groß-artigſten Schlachtbilde, in der Legende vorhanden,

mehr Bilder faſt als ſie Farben hat, um dieſe wiederzugeben, und einen ewig wechſelnden Hintergrund, denn das Kreuz weht vom Eisberg, wie es aus der Wüſte emporſteigt; — alle Welttheile, alle Himmelsgegenden ſind in dieſen magiſchen Reif gebannt. Dieſe Aufgabe, die in einem Kopfe, in dem Blick eines Auges ebenſo erſchöpft werden kann, als in einem Bilde mit hundert Figuren, kann allein der Katholicismus ſtellen, — die Religion der Symbolik, die Mutter der Poeſie wie der Kunſt, der Freiheit wie der Freude. Der Proteſtantismus erhebt die Maler nur zu Hunden und Pferden, höchſtens zu betrunkenen, holländiſchen Bauern oder preußiſchen Gensdarmen, um ein Wachtfeuer gruppirt, — Bauern und Krieger ſind der wahre Ausdruck der proteſtantiſchen Kunſt, von der man nicht weiß, ob man ihre kärgliche krüppelige Conception mehr bedauern ſoll, oder ihre nüchterne Korrectheit, ohne Geiſt, Wärme und Leben.

Führich war ſeiner Zeit (obwohl er ein Mann in ſeinen beſten Jahren iſt) nächſt Cornelius, Overbeck und Kaulbach, der bedeutendſte ſchöpferiſche Geiſt unter den deutſch-katholiſchen Malern. Auch ihn trifft, wie dieſe Meiſter, der Vorwurf, daß er

besser mit der Reiskohle als mit dem Pinsel umzugehen wisse, und mit noch vollerem Rechte. Führich hat noch kein gutes Bild gemalt, oder vielmehr kein Bild ganz gut gemalt, denn selbst seine früheren Arbeiten, denen man in Betreff der Färbung den Vorzug vor seinen späteren giebt, haben immer ein paar unangenehm auffallende Einzelheiten. Insbesondere ist Führich unglücklich wenn er Christusköpfe malt. Diese haben alle brandrothes Haar, und stechen gegen den dunkelblauen Himmel immer sehr voll und scharf ab. Wer die Kohlenskizze seines Bildes „Christus im Sturm" mit dem gleichnamigen Oelbilde vergleicht, dem wird die Wahl zwischen beiden nicht schwer sein.

Man wirft Führich vor, daß er die altdeutsche Manier bis in ihre Fehler und Steifheiten nachahme, daß sein Faltenwurf eckig, seine Figuren alle zu lang seien, und in den Gesichtern seiner Engel zu große Motiven vorherrschen; Führich ist in diesem Augenblicke befangener als je von dieser Manier und diesen Fehlern, und es hieße sein Talent absichtlich ruiniren, wollte man dieselbe mit aller Strenge rügen. Führich besaß früher die Gabe, in Gesichter, besonders weibliche, eine Milde und

Herzlichkeit zu legen, die ungemein ansprach, diese ist in verbissenen Unterlippen und verdrehten Augen untergegangen. Die Jungfrau und Freude Führichs haben nicht mehr den reizenden Ausdruck, welche selbst die Meisterwerke des Lebens, deren auf dem „Rosenfeste" ein ganzer Garten blüht, hinter sich lassen.

Ausgezeichnet war Führich früher im Faltenwurf. Jetzt ist sein Faltenwurf fast gänzlich viereckig, das sind immer dieselben über das Knie gebrochenen Mäntel, die Falten unter dem Arm, und die aus dem Mantel hervorgedrückten Waden bei schreitenden Figuren. Führich ist also im Faltenwurf eben so manirirt und monoton geworden, wie in seinen Engeln und heiligen Jungfrauen.

Nun aber thut es mir wohl, einige seiner Compositionen zu analysiren, aus denen die gewaltige Conception dieses Mannes hervorgeht. — Führich malte auf seiner italienischen Kunstreise in einer Villa bei Rom, einige große Wandgemälde, Scenen aus dem „befreiten Jerusalem" darstellend. Das eine war das Zusammentreffen Tankreds und Emiren's, mitten im Getümmel der Schlacht, das andere der Moment, wo Gottfried am heiligen Grabe kniet, da eben die Messe gelesen wird, —

ein Moment, den A. Grün kürzer und beſſer als Taſſo dargeſtellt hat, wie Führich das berühmte Gemälde aus der Blüthezeit italieniſcher Malerei, das denſelben Gegenſtand behandelt, übertraf.

Des Mannes Gebet gleicht ſeinen heimiſchen Eichen,
Die ſtolz ſonſt fühlend ihres Marks Gewalt,
In Demuth doch die Wipfel niederſtreichen,
Wenn Sturm die Orgel Gottes drüberhallt!

Der Ausdruck im Kopf Gottfrieds und ſeiner Umgebung war wunderſchön, wobei noch die Schwierigkeit, daß ſämmtliche Geſichter Portraits waren, und zwar Portraits aus derſelben Familie, wo eine Monotonie nur ſehr ſchwer vermieden werden kann. Eine andere Skizze Führichs „der Triumph der katholiſchen Kirche," wäre wohl werth als Wand- oder Deckengemälde eine ſchöne Kirche zu ſchmücken. Die Abwechſelung des Zuges und die Vertheilung ſind ungemein glücklich ausgedrückt. Wenn ich die Skizze noch recht im Gedächtniß habe, ſo begannen die „unſchuldigen Kindlein" den Zug paarweiſe, mit Führichs damaliger Lieblichkeit entworfen, grüne Zweige ſchwingend und hinter ihnen Johannes der Täufer, eine ſchöne Geſtalt, umhüllt von der Kameelhaut mit dem agnus Deiſtabe; dann die zwölf Apoſtel, von den

vier apokalyptischen Thieren gezogen, endlich Jesus als Triumfator auf einem Wagen, seine Mutter neben sich, und die Speichen des Wagens von den vier Evangelisten gefaßt und geschoben; hinter dem Wagen nun, von Adam an, die Erzväter und Heiligen, in meisterhaft geordneter Reihenfolge, den Schluß macht der Schutzpatron der Malerzunft, mit Pinsel und Palette. Der Character in den Köpfen ist staunenswerth ausgedrückt, die Masse von jungen, alten, bärtigen und bartlosen, schönen und häßlichen Gesichtern, diese Mannigfaltigkeit der Stellungen und Gewandungen, macht fast schwindlich. Führich arbeitete früher an einem Bilderwerke mit, einer lithographirten Darstellung der böhmischen Geschichte und die von ihm herrührenden Stücke sind fast durchgängig die Zierde der Sammlung. Führich hat viel Poesie und Erfindung darin aufgewendet, und manche dieser Darstellungen wären einer vollständigen Ausführung in Farben und in größerem Maaßstabe werth. — Ich muß von Führichs eigenen Arbeiten noch eine erwähnen, eine Darstellung des „wilden Jägers" von Bürger, in mehreren Tafeln, welche die berühmten Umrisse von Moritz Retsch bei weitem überbietet. Auch das Bild von Eugen Neureuther über diesen Gegenstand ist weit schöner, ich finde, bei aller Achtung vor dem Talente dieses

Malers, die Idee wilde Schweine hervor
gen zu lassen, sehr lächerlich nur die
welche den Auszug des Wildgrafen darstell
meisterhaft. Führichs Kupfer zu Almanachen,
betbüchern und Romanen sind von sehr verschied
Inhalt, die meisten davon gefielen mir bei w
weniger, als seine frühren derartigen Ar
Führichs Stellung in Wien, als Lehrer a
Malerschule scheint mir für das Institut
heilsame; — denn schon wird seine Manier
seinen Schülern sklavisch nachgeahmt, name
ist Kandler ein jungesbedeutendes Talent,
seiner früheren Eleven, in dieser Nachahmung
schon untergegangen.

Malers, die Idee wilde Schweine hervorſpringen zu laſſen, ſehr lächerlich nur die Tafel, welche den Auszug des Wildgrafen darſtellt, iſt meiſterhaft. Führichs Kupfer zu Almanachen, Gebetbüchern und Romanen ſind von ſehr verſchiedenem Inhalt, die meiſten davon gefielen mir bei weitem weniger, als ſeine frühren derartigen Arbeiten Führichs Stellung in Wien, als Lehrer an der Malerſchule ſcheint mir für das Inſtitut keine heilſame; — denn ſchon wird ſeine Manier von ſeinen Schülern ſklaviſch nachgeahmt, namentlich iſt Kandler ein jungesbedeutendes Talent, einer ſeiner früheren Eleven, in dieſer Nachahmung faſt ſchon untergegangen.

Malers, die Idee wilde Schweine hervorſpringen zu laſſen, ſehr lächerlich nur die Tafel, welche den Auszug des Wildgrafen darſtellt, iſt meiſterhaft. Führichs Kupfer zu Almanachen, Gebetbüchern und Romanen ſind von ſehr verſchiedenem Inhalt, die meiſten davon gefielen mir bei weitem weniger, als ſeine frühren derartigen Arbeiten Führichs Stellung in Wien, als Lehrer an der Malerſchule ſcheint mir für das Inſtitut keine heilſame; — denn ſchon wird ſeine Manier von ſeinen Schülern ſklaviſch nachgeahmt, namentlich iſt Kandler ein jungesbedeutendes Talent, einer ſeiner früheren Eleven, in dieſer Nachahmung faſt ſchon untergegangen.

DB 17 .S37 C.1
Oestreich Stadte, Lander, Per
Stanford University Libraries
3 6105 037 457 657

D-S

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.